Damen-Bibliothek.

Aus dem Gebiete
der
Unterhaltung und des Wissens.

Herausgegeben vom
Hofrath Aloys Schreiber.

Der ersten Reihe sechzehntes Bändchen.

Heidelberg, 1828.
in der Akademischen Kunst- und Verlagshandlung
von J. Engelmann.

Plan und Inhalt der Damen-Bibliothek.

Man hat schon öfters das Bedürfniß gefühlt, ein auf fester Bahn fortschreitendes Werk zu besitzen, welches eine auserlesene Sammlung bildete von mannichfaltigen und gehaltvollen Erzeugnissen aus der ästhetischen Literatur aller gebildeten Nationen, verbunden mit dem, was im Reiche des Wissens, auch entkleidet von Abstraction, das geistige Leben noch anspricht.

Diesem Bedürfnisse zu begegnen, ist der Zweck der gegenwärtigen Unternehmung. Ihr Plan ist, die Gründung einer Unterhaltungs-Bibliothek, in des Wortes edlerm und umfassenderm Sinn, für die schöne und höhere Welt, insbesondere für Damen, die auf der Stufe von Bildung, auf welcher sie stehen, und die unser jetziges Zeitalter fordert, sich nicht mit dem Bunterley ephemerer Meßerscheinungen begnügen, sondern eine Auswahl des Besseren, zur mannichfachen, anziehenden und belehrenden Unterhaltung verlangen. Aber aus eben diesem Grunde muß auch ein solches Werk sich durch ein gefälliges und geschmackvolles Aeußere empfehlen, und die Verlagshandlung, welche sich schmeicheln darf, durch ihre bisherigen Unternehmungen den Beyfall der Kenner und Freunde schöner Kunst verdient zu haben, wird Sorge tragen, daß auch hier die Eleganz des äußeren Gewandes dem innern Werthe angemessen sey.

Der Inhalt wird sowohl in Uebersetzungen aus vorzüglichen Werken anderer Nationen, als in deutschen Originalproducten, unter andern folgende Zweige umfassen: Romane, Novellen und historische Sagen; — Ausgezeichnete größere und kleinere Gedichte in jeder Gattung; — Geschichtliche Aufsätze; Biographien und Characterschilderungen; — Interessante Reisegemälde; — humoristische Aufsätze zur Erheiterung; — Züge aus der ältern und neuern Sittengeschichte, ꝛc. ꝛc.

Der als ästhetischer Schriftsteller berühmte Herausgeber, dem sich eine nahmhafte Zahl vorzüglicher Mitarbeiter beygesellt hat, bürgt für die reiche Ausstattung der Damen-Bibliothek. Beyder Bemühen wird seyn, für die zweckmäßige und möglichst reiche Ausstattung dieser Bibliothek zu sorgen, und durch ihre fortdauernde Mitwirkung wird sich die Verlagshandlung im Stande sehen, den Forderungen der höher gebildeten Lesewelt Genüge zu leisten, und ihrem Institut eine möglichst vollendete und dauerhafte Existenz zu verschaffen.

Um der Damen-Bibliothek eine erwünschte und beliebte Mannichfaltigkeit zu geben, wird jedes Bändchen neben fortlaufenden Erzählungen oder Abhandlungen, wo möglich auch Stücke aus der Mehrzahl der andern Rubriken enthalten.

Die Theilnahme des Publikums wird es möglich machen, von Zeit zu Zeit Kupfer- und Musik-Beylagen geben zu können.

Die Damen-Bibliothek erscheint in Bändchen zu 12 Bogen, deren 16 immer ein Fach der Bibliothek, eine in sich geschlossene Reihe, bilden, in elegantem Umschlag brochirt; zwey dieser Bändchen machen dann jedesmal wieder, mit fortlaufender Seitenzahl zum Einbinden in Eine Abtheilung, einen Doppelband aus. Das Format ist ein anständiges groß 8°. — das Papier das feinste und weißeste Druckvelin — der Druck selbst schön und elegant, wie

Damen-Bibliothek.

Aus dem Gebiete

der

Unterhaltung und des Wissens.

Einheimischen und fremden Quellen entnommen.

Den

Gebildeten des schönen Geschlechts

gewidmet.

Herausgegeben

vom

Hofrath Aloys Schreiber.

Der ersten Reihe sechzehntes Bändchen.

Heidelberg, 1828.

In der Akademischen Kunst- und Verlagshandlung

von J. Engelmann.

Herr Ulf Trugelson Sprageleerg und die Seinen.

Nordische Sage.

Mitgetheilt von Amalia Schoppe geb. Weise.

1.

Es war die Stunde gekommen, in der Herr Ulf Trugelson Sprageleerg, ein edler Schwedischer Ritter, das Zeitliche gesegnen sollte, denn zum Tode krank lag er auf seinem Lager und um ihn standen, in Thränen aufgelöst, die Seinen.

Noch einmal wandte er sich zu der treuen Gefährtin seines Lebens, Frau Esbrith, welche, obwohl weit jünger als er, den theuern Gemahl bis zu dieser Stunde mit aller Treue nordischer Frauen geliebt und geehrt hatte. Jetzt aber, als Herr Ulf sterben sollte, fielen ihm alle seine Sünden ein, besonders auch die, welche er gegen seine geliebte Gemahlin, ohne daß diese es je geahnt, begangen hatte.

„Kannst Du mir vergeben, Esbrith?“ sprach er mit matter Stimme, indem er ihr die Hand hinreichte und sie mit reuigen, aber zugleich liebevollen Blicken ansah.

Kaum vermochte sie ihm zu antworten, denn die in heißen Strömen herabrinnenden Thränen erstickten fast

ihre Stimme; endlich aber sprach sie: „Was sollte ich Euch zu vergeben haben, mein Herr und Gebieter? Seyd Ihr mir nicht immer der beste und treueste Gatte, unsern Kindern der liebevollste Vater gewesen? Habt Ihr mich nicht, eine arme, verlassene Waise, an Kindesstatt angenommen, und mit Vatertreue meiner hülflosen Jugend gepflegt? Ja, erhobet Ihr mich nicht endlich sogar zu der Würde Eurer Gemahlin, auf welche Ehre ich nie Anspruch zu machen gewagt hätte, meiner Niedrigkeit und Unwürdigkeit eingedenk? Was redet Ihr denn jetzt von Verzeihung, die ich Euch angedeihen lassen soll, da Ihr mich doch niemals beleidigt, vielmehr stets nur mit Güte überhäuft habt?“

„Sprich nicht also, meine vielgeliebte Esthrith,“ nahm jetzt der Sterbende wieder das Wort, „denn Deine milden Reden, da, wo ich nur die größesten Vorwürfe verdient hätte, vergrößern meine Schuld und vermehren die Angst meines Gewissens. O hätte ich doch schon früher den Muth gehabt, Dir mein Unrecht zu gestehen, so würde diese Stunde nicht so bitter und schwer für mich seyn, als sie es jetzt ist!“

„Theurer Herr,“ entgegnete sie ihm, indem sie seine schon erkaltende Hand zwischen die ihrigen nahm, und sie mit ihren Thränen überströmte, „redet nicht also von Euch selbst, denn seht, Euer Sterbelager umstehen Eure und meine Kinder; so laßt denn Euer Andenken rein in ihrem Gemüthe zurückbleiben, und solltet Ihr mir wirklich Unrecht gethan haben, so seyd überzeugt, daß mein Herz Euch Eure Schuld vergiebt, selbst ohne sie zu kennen: scheidet also in Frieden und getröstet von der Erde,

denn Ihr nehmt meine ganze Liebe und Verehrung mit in das Grab."

„Ich danke Dir für diesen Trost," sprach Herr Ulf, indem er sich von seinem Lager aufrichtete und sie liebevoll ansah. „Doch muß ich," fuhr er fort, „im Angesichte Aller meine Schuld bekennen, um beruhigter sterben zu können. Rufe also auch Sweno, unsern Jüngstgeborenen, und den getreuen Jöram, meinen Edelknecht, herbey, damit ich meinen Sohn segne, und Letzterer mit anhöre, was ich zu bekennen habe, denn Du wirst eines treuen Helfers und Freundes bedürfen, wenn ich nicht mehr bin."

Frau Estbrith that, wie der Sterbende befahl, und als Alle um das Sterbebett versammelt waren, hub Herr Ulf also zu reden an:

„Möge mir Gott, den ich so oft inbrünstig auf meinen Knieen um Vergebung angefleht habe, diese mir angedeihen lassen, wenn ich nun der Sterblichkeit entkleidet, vor seinen heiligen Thron trete. Mögest auch Du mir verzeihen können, meine vielgeliebte Estbrith, nachdem Dir mein Mund bekannt hat, wie sehr ich gegen Dich sündigte! Wisse also, daß Du nicht von dunkler Geburt, nicht eine arme Waise warst, da ich Dich zu mir in das Haus nahm, sondern daß ich Dich vielmehr zärtlich liebenden Eltern und Verwandten raubte, um meine Rachsucht an ihnen sättigen zu können. König Sveno, der Erste dieses Namens im Reiche Dänemark, war Dein Vater, und König Kanut, den man mit Recht den Großen nennt, ist Dein glorreicher Bruder . . . ."

„Wie!" unterbrach hier Frau Estbrith die Erzählung

des Sterbenden, „wie, wäre dies möglich? Ist es nicht vielleicht die schwere Krankheit, welche Euch, mein geliebter Gemahl, die Sinne verwirrt und Euch Dinge reden läßt, an denen nichts Wirkliches ist?“

„Nein, meine mir ewig theure Esthrith, ich bin bey vollkommener Besinnung, indem ich jetzt zu Dir spreche, und da die Augenblicke, welche mir zum Leben noch übrig bleiben, mir nur noch karg zugemessen sind, wünsche und bitte ich Euch sämmtlich, mich nicht ferner zu unterbrechen, damit ich mittheilen kann, was Euch zu wissen nöthig ist.“

„Daß König Sveno zu Anfang seiner Regierung ein gar böses und hartes Regiment führte,“ fuhr der Sterbende nach einer kleinen Pause fort, „ist Jedem bekannt, der in den nordischen Reichen lebte. Besonders aber zeigte er darin seine rohe Gemüthsart, daß er den christlichen Glauben und dessen Anhänger mit Feuer und Schwert zu vertilgen suchte, und sich wieder zum finstern Heidenthume bekannte, nachdem das Licht einer geläuterten Religion seine Vorfahren schon so lange erleuchtet hatte. In dieser Zeit des Irrthums und der Grausamkeit war es, wo er besonders auf mein Geschlecht, welches sich treu zu dem Glauben des Christenthums hielt, einen fast wüthenden Haß warf und unsern ganzen Stamm zu vertilgen strebte, weil er sich standhaft seiner Zumuthung widersetzte, zu den alten heidnischen Gebräuchen zurückzukehren. Mein Vater, meine Mutter, meine Brüder fielen sämmtlich als ein Opfer seiner Wuth und Verfolgungssucht; nur ich allein entging fast wie durch ein Wunder dem Schwerte der Mörder, und ward durch einen

getreuen Diener, Jörams Vater, nach Schweden zu meinem Oheim mütterlicher Seite gebracht, der mich in der Verborgenheit, aber auch zugleich in einem blutigen Hasse gegen den Feind meines Geschlechtes erzog, und in die Seele des feurigen Jünglings die Keime einer finstern Rachsucht streute, die nur volle Befriedigung in dem gänzlichen Untergange des königlichen Hauses finden zu können schien.

„Doch auch der, welcher das Verderben der Meinen herbeygeführt hatte, war nicht glücklich auf dem mit Blut befleckten Throne, denn obgleich siegreich in manchem harten Kampfe, wurde er endlich doch durch die Wenden besiegt und sogar zu drey verschiedenen Malen von ihnen gefangen genommen, so daß er sich nur durch ein sehr ansehnliches Lösegeld wieder befreyen konnte; aber selbst diese großen Unfälle vermochten seinen Sinn nicht zu verändern, und das Land erseufzte unter seinen Bedrükkungen.

„Kaum hatte er seinen Thron wieder eingenommen, so fing er einen blutigen Krieg mit König Erichen von Schweden an, der sich damit endigte, daß er von diesem vertrieben, und während sieben ganzer Jahre als ein elender Flüchtling umher zu irren gezwungen war. In dieser Zeit der Noth und Trübsal flüchtete der vertriebene König nach Schottland, allwo er eine gastfreundliche Aufnahme bey einem Manne von hohem Stande und edler Geburt fand.

„Zufällig war ich, aus Begierde, fremde Länder zu sehen und kriegerische Abentheuer zu suchen, auch nach Schottland gekommen, und traf dort mit Dem zusammen, den ich

von allen Menschen am meisten haßte und verabscheute, und nur sein Unglück hielt mich ab, schon jetzt Rache an meinem Feinde zu nehmen. Doch auf's Neue trat er mir auch hier als Feind und Verfolger entgegen, denn mit mir zugleich warb er um die Liebe Ethelradens, welche die Tochter seines und meines Gastfreundes war. Ich, ein Jüngling ohne kriegerischen Ruhm, ohne Namen und Ansehen, mußte zurückstehn, und Sveno, welcher trotz seiner Unfälle noch immer die Aussicht und Anwartschaft auf ein Reich und eine Krone hatte, trug den Sieg bey Ethelraden davon, denn nichts besticht der Weiber Herz so sehr, als Glanz und Größe.

„Ethelrade, die mir früher ewige Liebe und Treue geschworen hatte, opferte mich auf, weil sie sich der trügerischen Hoffnung hingab, dereinst Königin zu werden und eine Krone zu tragen. Aber nicht war es Sveno's Absicht, die Jungfrau als seine Gemahlin heimzuführen, sondern treulos verließ er sie, nachdem er die Blüthe ihrer Jugend gebrochen, sie der Entehrung, und mit dieser der Verzweiflung, Preis gegeben hatte.

„Da war es, als auch der noch immer heißgeliebten Ethelrade Thränen und ihr früher Tod den Verräther anklagten, daß ich es mir mit heiligen Eiden gelobte, sie und mich blutig an ihm zu rächen; und als das Glück ihm aufs Neue wieder lächelte, als er durch Erichs Tod nicht nur wieder auf den Dänischen Thron zurückberufen ward, sondern auch den Schwedischen bestieg, nahm mein finstrer Haß gegen den jetzt so Glücklichen immer mehr zu, und es schien mir, als könne ich nur darin Trost und Beruhigung finden, wenn ich seinem Herzen eine

eben so tiefe Wunde schlüge, als er sie dem meinigen geschlagen hatte.

„Eine fürstliche Gemahlin, welche er sich nach seiner zweyten Thronbesteigung zugelegt, hatte ihm bereits zwey Söhne, Harald und Kanut geboren; da genaß sie auch eines holden Töchterleins, auf das bald die ganze Zärtlichkeit des königlichen Vaters fiel, denn König Sveno schätzte aus Dankbarkeit die Frauen weit höher als die Männer, weil Erstere ihn, als er das dritte Mal in die Gefangenschaft der Wenden gerieth, dadurch aus derselben erlös't hatten, daß sie freywillig allen ihren Schmuck hergaben, und ihn mit dem daraus gewonnenen Gelde freykauften. Aus Dankbarkeit für diesen Dienst gab er nach seiner Befreyung auch das Gesetz, daß sie von nun an Antheil an der Erbschaft ihres Vaters haben sollten, was bisher nicht der Fall gewesen war.

„Um meinen Racheplan an dem Könige in Ausführung bringen zu können, war ich in die Dienste desselben unter einem fremden Namen getreten, denn hätte er meinen wahren gewußt, so würde er Mißtrauen gegen mich wegen der grausamen Ermordung der Meinigen gehegt haben. Bald hatte er, dessen Gesinnungen zugleich mit seinem Glauben sich jetzt gänzlich wieder geändert hatten, mich lieb gewonnen, und so war ich denn oft Zeuge, wie er sich des neugeborenen Töchterleins innigst freute, dem man in der heiligen Taufe den Namen Esthrith gegeben hatte; ja, als das unschuldige Kind ihn einst sogar hold und freundlich aus der Wiege anlächelte und ihm die kleinen Aermchen entgegenstreckte, da hörte ich ihn voll Vaterfreude zu seiner Gemahlin sagen, daß ihm seine

beiden Königreiche nicht so lieb wären, als dieses Kind, welches ihm der größeste Schatz schiene, den der Himmel ihm verliehen habe. Furchtbar loderten Haß und Rachsucht in diesem Augenblick in meinem Herzen empor: wie, er, der so vielen unglücklichen Eltern ihre Kinder gemordet hatte, er sollte ein so reines Vaterglück genießen? Er, dessen Verrath und Treulosigkeit Ethelraden den Tod gab, sollte sich noch des Lebens an der Seite einer schönen und blühenden Gemahlin, umgeben von geliebten Kindern, freuen?

„Der Augenblick der Rache schien mir jetzt gekommen: ich wußte die Stelle zu treffen, wo er am tiefsten zu verwunden war. Es gelang mir, ihm diese geliebte Tochter heimlich zu rauben und sie nach meinem Vaterlande, Schweden, in Sicherheit zu bringen. Zuerst ging meine blinde Wuth so weit, daß ich das Kind tödten wollte; als es aber auch mich so holdselig anlächelte, wie früher den Vater, da verschwand der blutige Mordgedanke aus meiner Seele, und ich vertraute es einer Person zur Pflege an, auf deren Treue und Verschwiegenheit ich rechnen durfte. Ich hatte meine Absicht mehr noch, als ich gehofft hatte, erreicht, denn König Sveno verfiel über den Verlust seiner Tochter in eine so tiefe Betrübniß, daß nichts ihn mehr zu erheitern noch zu erfreuen vermochte; ja, selbst auf seine Söhne sah er mit völlig gleichgültigen Augen, und würde sie gern alle drey für den Wiederbesitz seiner geliebten Estbrith hingegeben haben.

„Auf mich fiel auch nicht der mindeste Verdacht, daß ich es gewesen sey, der dem Herzen des Königs diese tiefe Wunde geschlagen hatte, und welche Nachforschungen man

auch anstellte, so blieb doch eben sowohl der wahre Thäter verborgen, als auch jede Spur von dem geraubten Kinde, so daß man sich endlich dem schmerzlichen Glauben hingab, es sey von irgend einem heimlichen Feinde des Königs nicht nur geraubt, sondern auch ermordet worden.

„Dieses Ereigniß brachte aber mehr als jedes andere in der Gesinnung des Königs eine heilsame Veränderung hervor; denn jeglichen andern Trostes entbehrend, warf er sich ganz wieder in die Arme der Religion, und es gelang dem frommen Poppo, einem Jütländer von Geburt, ihn von allen seinen frühern Irrthümern zu bekehren, so daß er von nun an ein eben so gutes und christliches Regiment führte, als er früher ein grausames und heidnisches geführt hatte.“ —

Hier hielt der Erzählende einige Augenblicke inne, denn seine Kräfte schienen schier erschöpft zu seyn, so daß man fürchten mußte, er werde sterben, ohne Alles mitgetheilt zu haben; nach einer ziemlich langen Pause aber fuhr er also fort:

„Die Zeit drängt, ich muß mich kurz fassen. Um jeglichen Verdacht von mir abzulenken, blieb ich noch mehrere Jahre im Dienste des Königs, und hier war es, wo die Reue mich beschlich, als ich sah, daß mein Gebieter so ganz anderes Sinnes geworden war, und das Unrecht der Vergangenheit auf jegliche Weise durch Wort und That wieder gut zu machen suchte. Der fromme Bischof Poppo — denn zu dieser Würde hatte er Den erhoben, der ihm den Weg in das Himmelreich zeigte — gewann mit jedem Tage mehr Gewalt über ihn: es wurden überall Klöster und Bisthümer errichtet, man ersetzte den Be-

raubten ihre Güter, man versöhnte sich mit den Nachgebliebenen der Ermordeten, und auch an mich, der ich noch immer unerkannt am Hofe weilte, erging die Aufforderung, mich dem Könige zu stellen, falls ich noch am Leben sey, um mein väterliches Erbtheil zurück zu erhalten; ja, mir selbst bezeugte der König einst seine aufrichtige Reue darüber, daß er einen Stamm gänzlich ausgerottet habe — denn dies mußte seine Meinnng seyn, da sich Keiner aus dem Stamme der Spragelerge meldete — der dem Vaterlande früher so große und wichtige Dienste im Kriege geleistet hatte.

„Die tiefste Reue ergriff jetzt mein Herz, und oft kämpfte ich mit dem Entschlusse, einem so gänzlich geänderten und besonders auch gegen mich so gütigen und reuigen Monarchen das höchste Gut seines Lebens, seine heißgeliebte und noch immer beweinte Tochter wieder zu geben; aber die Furcht war es, welche mich von der Ausführung dieses Vorhabens abhielt; denn wie oft hatte ich nicht auch aus dem Munde des Königs gehört, daß, wenn er je so glücklich seyn sollte, den Räuber seines Kindes zu entdecken, er diesen unter den grausamsten Martern hinrichten lassen wollte; ja selbst an heiliger Stätte hatte er den Schwur gethan, diesen Vorsatz in Ausführung zu bringen, denn die Zeit, statt seinen Schmerz zu mildern, fachte diesen nur noch immer mehr an, weil ihm seine königliche Gemahlin keine Tochter mehr gebar.

„So lebte ich denn schreckliche und vorwurfsvolle Tage hin, zerrissen von Furcht und gequält von ewigen Zweifeln, was ich thun solle und müsse, bis Gott es über Dänemark verhängte, daß König Sveno das Zeitliche

gesegnete. Vor seinem Tode jedoch ließ er noch seine Söhne, Harald und Kanut, zu sich fordern, und nahm ihnen nicht nur das Versprechen ab, fleißig der geraubten Schwester nachzuspüren, und wenn sie gefunden wäre, in alle ihre Rechte wieder einzusetzen, sondern auch den Räuber, wenn dieser noch am Leben seyn sollte, auf das schrecklichste zu bestrafen, und in seine schon erkaltete Hand gelobten Beide ihm dieses unter feyerlichen Eiden.

„Bekannt ist es, daß Harald und Kanut, welchem Letztern man wegen seiner Tugenden und Heldenthaten den Namen des Großen beygelegt hat, eine Zeitlang sich in die Reiche ihres Vaters theilten, denn König Sveno hatte nicht nur Dänemark und Schweden seiner Herrschaft wieder unterworfen, sondern auch in England seine Fahnen siegreich aufgepflanzt. Späterhin aber vereinigte König Kanut alle drey Kronen allein auf seinem Haupte, denn Harald folgte bald seinem Vater.

„Ich aber war nach Schweden zurückgekehrt, hatte dort meinen rechten Namen angenommen und wurde von König Kanut in alle meine Güter wieder eingesetzt, denn so ehrte er in Allem das Andenken und den Willen seines hochseligen Vaters.

„Ich nahm Dich jetzt zu mir, meine Esthritha," fuhr der Sterbende nach einer Pause fort, „und bald erweckte Dein sich immer mehr entfaltender Liebreiz den Wunsch in meinem Herzen, Dich mir auf immer zum Eigenthum zu machen. Du aber hieltest Dich für eine arme, von aller Welt verlassene Waise, und weil ich gut und freundlich gegen Dich war, führte die Dankbarkeit, welche Du mir schuldig zu seyn glaubtest, mir Dein Herz zu: Du

willigtest ein, mir Deine Hand zum Ehebündnisse zu reichen ...."

„Und keinen Augenblick noch habe ich dieses bereut," fiel ihm die großmüthige Esthrith in die Rede, indem sie seine erkaltete Hand nahm und sie unter Thränen an ihr Herz, an ihre heißbrennenden Lippen drückte. „Statt einer von Furcht und Unruhen umgebenen Größe," fuhr sie fort, „fand ich an Eurer Seite, mein theurer Herr und Gemahl, ein stilles, schönes, nie getrübtes Glück. Nie habt Ihr mich betrübt und gekränkt in den Jahren unsrer Ehe, und der erste Schmerz, der mir durch Euch zu Theil wird, ist der, daß Ihr sobald schon von mir und unsern armen Waisen scheidet."

„Ich danke Dir für diese tröstenden und beruhigenden Worte, mein theures Weib," sprach der Sterbende. „Daß ich mit Deiner großmüthigen Vergebung aus dem Leben scheide, ist ein Glück, auf das ich nicht mehr zu hoffen wagte. Jetzt aber laß mich noch einmal unsern Sveno segnen, den Enkel eines Königs, und Du, meine geliebte Esthrith, vergiß nie, welches Blut in seinen Adern rinnt, und daß Dein Sohn große und gerechte Ansprüche an Ehren und Auszeichnungen hat; ja, trügt mich der durch den Tod erhellte Blick meines Geistes nicht, so ist er dereinst dazu bestimmt, zwey Kronen auf seinem Haupte zu tragen. In einem wohlverschlossenen Kästchen, meine theure Esthrith, wirst Du die Beweise Deiner hohen Geburt in einem reichen Schmucke finden, den ich an Deinem Halse fand, als ich Dich Deinem Vater raubte. Es wird an König Kanuts Hofe noch genug Leute geben,

welche ihn für denselben erkennen, womit König Sveno Dich aus besonderer Zärtlichkeit zu schmücken pflegte.

„Jetzt lebt wohl — die letzte Pflicht ist vollbracht und ich sterbe beruhigter" — — — Hier sah Herr Ulf Spragelerg die Seinen noch einmal liebend an, streckte die Hand segnend gegen seinen geliebten Sohn aus und verschied. Weinend beugte sich Frau Esthritha über die geliebte Leiche hin, während die Töchter andächtig zum Gebet die Hände falteten, Gott um ewigen Frieden für den geschiedenen Vater anflehend.

2.

Nachdem die trauernde Esthrith ihrem Herrn und Gemahl die letzte Pflicht erwiesen hatte, war sie darauf bedacht, sich ihrem Bruder zu erkennen zu geben, nicht weil sie selbst Verlangen nach Ehre und Auszeichnung trug, sondern allein, um die Rechte ihres geliebten Sohnes Sveno gesichert und anerkannt zu sehen.

Sie sandte deshalb ihren treuen Diener Jöram nach Rothschild, wo der König Kanut, ihr glorreicher Bruder, sich damals aufhielt, und da sie dem bewährten Diener Alles anvertrauen konnte, gab sie ihm auch das reiche Geschmeide mit, von dem Herr Ulf auf seinem Sterbebette geredet, und das sie in einem sauber gearbeiteten Kästchen, wie er gesagt, gefunden hatte.

Es traf sich aber, daß Jöram, als er gen Rothschild ritt, in einem Walde einem Junker begegnete, der sich mit der Jagd belustigte, sich aber von seinem Gefolge verirrt zu haben schien. Sobald dieser Jörams ansichtig wurde, befragte er ihn nach dem rechten Wege, um nach

Rothschild zurückkehren zu können; aber der Schwede, der Gegend auch nicht kundig, sagte ihm, daß er wohl selbst fehlgeritten sey und so auf gut Glück seine Reise weiter fortsetze, in Hoffnung, endlich auf Jemanden zu stoßen, der ihn sicher nach König Kanuts Hoflager führe.

Hieraus nun entspann sich ein Gespräch zwischen Beiden, denn der Junker fragte, welches Geschäft ihn, den Schweden, zu dem Hoflager des Königs führe, und ob nicht vielleicht wieder ein Aufruhr in seinem Lande ausgebrochen sey, von dem er die Kunde zu überbringen habe? Der Edelknecht, sich nichts Arges von dem freundlich redenden Jünglinge versehend, theilte diesem darauf mit, was er bey dem Könige Kanut auszurichten gedenke, zeigte ihm auch, das Kästchen mit dem köstlichen Geschmeide öffnend, dasselbe, und ließ ihn die Pracht und den Glanz der Edelsteine bewundern.

Wie der Jüngling den Schmuck erblickte, erglänzten sichtbar seine Augen, und die lebhafteste Begierde nach dem Besitze desselben spiegelte sich in ihnen ab. Er griff hastig darnach und schien sich nicht satt daran sehen zu können; dann sprach er nach einigem Nachdenken also zu dem arglosen Göram:

„Zur glücklichen Stunde hat Dein Weg Dich mir entgegengeführt, denn wisse, ich bin Kanut, der älteste Sohn des Königs, und werde Dir und Deiner Sache gern bey meinem Vater das Wort führen, der schon längst den Wunsch hegte, die geraubte Schwester wieder zu finden. Vertraue darum mir den Schmuck an, den ich zu treuen Händen meinem Vater übergeben und ihn wohl dazu

vermögen will, daß er Deine Gebieterin Esthrith und ihre Kinder als seine nächsten Verwandten anerkenne."

Als Jöram den Prinzen so liebreich und freundlich reden hörte, da wurde sein Herz froh, und er glaubte seine schwierige Botschaft schon so gut als beendigt, denn bey einem solchen Fürsprecher hoffte er, könne es ihm nimmermehr fehlen, zum gewünschten Ziele zu gelangen. Aber der Prinz forschte sorgsam nach allen Umständen und ließ sich genau den Ort bezeichnen, wo Frau Esthrith mit den Ihrigen lebte, und der Rückkehr des ausgesandten Dieners harrte.

Nachdem man eine Weile im Walde umhergeschweift hatte, vernahm man den lauten Ruf von Hörnern, und als der Prinz darauf antwortete, erschienen seine Diener, welche ihn überall vergebens gesucht hatten. Kanut aber nahm Olaus, seinen Vertrauten und den Verderber seiner Jugend, auf die Seite und erzählte diesem, was er eben von dem Schweden vernommen hatte. Mit großer Aufmerksamkeit hörte ihm Olaus zu; dann, als er geendet hatte, sprach der Verräther also zu ihm:

„Die Sache kömmt mir äußerst bedenklich vor, mein Prinz; denn wißt, wenn König Kanut, Euer Vater, erfährt, daß seine verloren geglaubte Schwester Esthrith noch lebt, so wird er ihr sicher das reiche Erbtheil übergeben, welches Euer Großvater, Sveno, derselben schon in der Wiege bestimmte, und dieses ist kein geringeres, als das ganze Königreich Norwegen. Ihr kennt die große Gewissenhaftigkeit Eures Vaters; er hat es König Sveno bey dessen Sterben gelobt, der Schwester, wenn sie wie-

dergefunden würde, das ihr bestimmte Erbtheil zuzustellen, und so wird er auch dieses Versprechen halten."

„Doch, was ist dabey anzufangen?" fragte Kanut; „wie soll ich verhindern, daß der Schwede nicht zu ihm gelange und ihm überzeugende Beweise gebe, daß Frau Esthrith mit den Ihrigen noch am Leben sey?"

„Dies muß verhindert werden," fiel ihm Olaus schnell in die Rede; Ihr allein würdet von diesem Wiederfinden den größesten Schaden haben, denn kann es Euch wohl noch ein Geheimniß seyn, daß Euer Vater Euch weniger liebt, als Eure beiden Brüder? So würde er, hätte er nun das Königreich Norwegen an Frau Esthrith oder deren Sohn abgetreten, leicht einen Vorwand auffinden, Euch gänzlich zu enterben, um jeden Eurer Brüder ein ganzes Königreich zu sichern. Wie oft, erinnert Euch nur, hat er Euch nicht damit bedrobt, sich gänzlich von Euch loszusagen, und daß es nicht schon geschah, hatte bloß darin seinen Grund, daß Kanut fürchtete, sein drittes Königreich könne ein Zankapfel zwischen Euren beiden Brüdern werden; ist diese Furcht beseitigt, hat er für Norwegen einen geliebten Anverwandten zum Erben, so seyd Ihr sicher, von der reichen Verlassenschaft Eures Vaters ausgeschlossen zu werden."

So redete der Böse, und schürte das Feuer, welches so schon in Kanuts verderbter Brust glühte, immer heftiger an; doch aber hatte dieser noch einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehn, ehe er Olaus Erlaubniß gab, nach seinem Willen und seiner Einsicht mit dem Schwedischen Abgesandten zu verfahren. Froh derselben, ritt der Verräther zum Walde zurück, wo er sich mit dem

arglosen Jöram in ein Gespräch einließ, sorgfältig Alles von ihm erforschte, was auf Herrn Ulf, Frau Esthrith und die Ihrigen Bezug hatte, und ihm dann tückisch von hinten das Schwert in den Leib bohrte, so daß der Unglückliche sogleich niedersank, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben. Zufrieden mit dem verübten Bubenstück, nahm jetzt Olaus das Kästchen mit dem Geschmeide, verbarg es sorgfältig und kehrte dann, als sey nichts geschehen, zu seinem Gebieter zurück.

„Eure Furcht hat ein Ende," sprach Olaus bedeutungsvoll, dem Prinzen das Kästchen überreichend; „überlaßt mir jetzt auch das Uebrige."

Seltsam aber war es Kanut zu Sinne, als er jetzt in Rothschild einritt; scheu schlug er das Auge vor Jedem, der ihm begegnete, zu Boden, und ihm war, als müsse man es ihm ansehen, daß er in die Ermordung eines völlig Unschuldigen gewilligt habe. Es war dies der erste Mord, welcher seine Jugend befleckte; denn obgleich er, umgarnt von Verführern, bisher in einem rohen und wüsten Treiben gelebt hatte, obgleich die Schönheit und Unschuld vor seiner Verfolgung erbebte, obgleich seine Habsucht sich Bedrückungen und Ungerechtigkeiten erlaubte, so hatte kein solches Verbrechen ihn doch noch befleckt, und nur mit innerer Angst vermochte er an die möglichen Folgen desselben zu denken.

Sein Weg führte ihn an dem Hause Brunhildens, der schönsten und keuschesten Jungfrau des Landes, vorbey. Schon lange hatte er sie mit glühender Liebe geliebt, aber immer den lebhaftesten Widerstand bey ihr gefunden, denn nur zu gut wußte sie, daß seine Flamme

eine unreine, von unkeuscher Begierde angefachte sey, und so verabscheute und floh sie ihn.

Brunhilde war, obschon eine älternlose Waise, von so hoher Geburt, ihr Vater hatte dem Reiche so große Dienste geleistet, daß Kanut es nicht wagen durfte, Gewalt gegen sie zu gebrauchen, wie gegen die übrigen Opfer seiner Lüste, und so schmachtete er denn vergebens nach einem Zeichen der Gunst von der schönen Jungfrau, deren Klugheit ihren Reizen gleich kam.

Jetzt, als er vorüber ritt, stand sie am Fenster, trat aber sogleich erröthend zurück, so wie sein glühender Blick sich zu ihr erhob. Ein Gedanke fuhr ihm durch das Herz: wie, wenn die spröde Schöne, wie so viele Andere, vielleicht durch ein reiches Geschenk zu gewinnen wäre? wenn ihre Strenge dem Glanze des köstlichen Gesteines wiche, und ihm für eine seltene Gabe nur ein einziger freundlicher Blick zu Theil würde? Der erste Schritt in ihrer Gunst wäre dann gethan — alles Andere mußte sich schon finden; denn hatte sie sein Geschenk nicht abgelehnt, so durfte sie es ihm auch nicht länger versagen, ihr seine Besuche zu machen, und damit schien ihm Alles gewonnen. Hatte er doch Frau Esthriths reichen Schmuck! Er öffnete, in seinem Gemache angekommen, nochmals das Kästchen, und weidete sein Auge an dem Glanze des edlen Gesteins; dann, als es Abend geworden war, schlüpfte er aus der Burg und eilte nach Brunhildens einsamer Wohnung, wo sie, jeglichen männlichen Schutzes entbehrend, still und verlassen mit ihrer Amme lebte, die zugleich ihre Aufwartung besorgte. Wie erschrack die

Jungfrau, als jetzt der Prinz so ganz unerwartet zu ihr eintrat und also zu ihr sprach:

„Lange, schönste aller Jungfrauen, hast Du mich vergebens nach einem Zeichen Deiner Gunst schmachten lassen, obwohl Dir meine heiße Liebe kein Geheimniß bleiben konnte; aber nicht verdacht habe ich es Dir, denn nicht wie andre fürstliche Bewerber um holde Frauenliebe, nicht mit köstlichen und reichen Geschenken war es mir vergönnt, vor Deinem Angesichte zu erscheinen, weil die große Strenge und Kargheit meines Vaters mir alle die Mittel vorenthielt, durch welche man sich in den Augen der Frauen wohlgefällig macht. Doch jetzt lasse endlich Deine Sprödigkeit aufhören, denn siehe, reiche und köstliche Gabe bringe ich Dir und fordre nichts, als daß Dein schönes Auge mich dafür hold anlächle und Dein süßer Mund Worte zu mir rede, die mein Ohr schon so lange zu hören wünschte."

Halb vor Zorn, halb vor Scham erröthend, warf Brunhilde einen schnellen Blick auf das glänzende Geschmeide, und schon glaubte der Lasterhafte den Sieg davon getragen zu haben, denn immer aufmerksamer und aufmerksamer betrachtete die Jungfrau den Schmuck.

„Gefällt er Deinen Augen, holdeste der Frauen?" fragte sie jetzt der Prinz, indem er Miene machte, ihren keuschen Leib mit seinen Armen umschlingen zu wollen.

„Wohl gefällt er mir," sprach die kluge Brunhilde, sich ihm geschickt entwindend; „doch sprecht, edler Herr, wie kommt Ihr zu demselben?"

„Ich gewann ihn als Preis in einem Ringspiele," antwortete er mit sichtbarer Verlegenheit; „doch das kann

Dir ja gleich seyn, holdselige Brunhilde: genug, er ist Dein um den Preis Deiner Gunst und Liebe."

„Der Handel ist lockend, doch will er erst überlegt seyn," entgegnete sie ihm; „laßt mir den Schmuck hier, und schon morgen sollt Ihr meine Antwort auf Euren Antrag hören."

Nur ungern fügte der Mißtrauische sich diesem Vorschlage, doch war seine Begierde nach dem Besitze der Jungfrau so groß, daß er endlich einwilligte, und so verblieb der Schmuck in Brunhildens Händen, die, sobald er sich auf ihren Befehl entfernt hatte, mit demselben zu ihrer Amme eilte.

„Sieh," rief die Jungfrau, indem sie der Alten das glänzende Geschmeide hinhielt, „wie reich der Königssohn mich eben beschenkt hat. Nicht wahr, die Gabe ist reich und fürstlich, würdig eines zukünftigen Königs."

Die Alte aber starrte sichtbar erschrocken bald ihr Pflegekind, bald das Geschmeide an, dann aber rief sie, in Thränen ausbrechend:

„Wehe mir, daß ich diesen Tag erleben mußte! Warum nahm mich Gott nicht von der Erde, bevor ich noch Die mit Schmach und Schande bedeckt sah, die mir tausendmal theurer als mein eignes Leben, deren Tugend mein höchster Stolz war!"

„Beruhige Dich, Andrada," sprach jetzt Brunhilde mit Ernst; „noch ist nichts geschehen, was mich in Deinen und den Augen aller Tugendhaften herabwürdigen könnte, und nie, dies schwöre ich Dir nochmals, nie soll dieser verderbte Königssohn über meine Sittsamkeit den Sieg davon tragen. Doch sieh Dir diesen Schmuck recht an,

erkennst Du ihn nicht für eben den, welchen Du mir so oft beschrieben hast, für den Schmuck, den die geraubte Tochter des verstorbenen Königs an ihrem Halse zu tragen pflegte?"

„Gott sey meiner armen Seele gnädig!" rief jetzt die Alte voll Verwunderung, „es ist derselbe, ganz derselbe, den ich früher so oft bey der Königstochter sah. Hier das Kreuz mit edlem Gestein an der künstlich geschlungenen Kette — und die beiden Täubchen von Rubinen, welche sich schnäbeln an jeder Seite — der Löwenkopf, der das Schloß bildet: o wie oft habe ich alles dieses gesehen, als ich früher noch Wärterin auf der hohen Königsburg war! Der nun in Gott verstorbene König Sveno brachte den Schmuck als Beute mit aus England, und hielt ihn sehr hoch, weshalb er ihn auch seinem Lieblingskinde schenkte, so daß es nicht ohne denselben vor ihm erscheinen durfte. Auch Euch, edles Fräulein, habe ich ihn oftmals beschrieben, denn lebendig stand er mir immer vor Augen und das schöne Kind dazu, welches ihn trug; ach! es war ein Jammer, als beides, das Geschmeide und die Königstochter, zugleich verschwunden waren, und glaubt es mir, König Sveno hat sich nie wieder von dem harten Schlage erholt, den ein heimlicher Feind ihm durch den Raub seines Lieblingskindes versetzte. Doch sprecht, wie kommt Ihr zu dem Geschmeide? denn daß es der Königssohn Kanut war, der ihn Euch gab, ist mir nicht mehr glaublich."

„Doch ist dem so, Andrada," entgegnete ihr Brunhilde; „aus seinen Händen war es, daß ich ihn empfing, verlaß Dich darauf."

„Und sagte er nicht, woher er ihn habe?“

„Nein, denn was er mir auf meine Fragen antwortete, schien mir Lüge, und wahrscheinlich ist es mir, daß irgend ein Geheimniß unter der Erwerbung verborgen ist. Wie dem nun auch sey, so bin ich entschlossen, dem Könige zu eigenen Händen den Schmuck zu überliefern, der dann alles Andere mit seinem Sohne ausmachen mag.“

„Doch wird Euch dieses nicht Gefahr bringen, mein theures Fräulein?“ wandte die bedächtige Alte ein.

„Mag es! wir Alle stehen ja in Gottes Hand; und dann, wird mich der König nicht gegen Kanuts Zorn beschützen?“

„Ja, er ist gerecht und gütig,“ sprach Andrada; „so vollführet denn, geliebtes Kind, was Ihr klug erdacht habt, und Gott wird sicher Euer Schutz und Schirm seyn.“

3.

Es stellte aber König Kanut im Forste von Rothschild am andern Tage eine große Jagd an, und so ungern ihm der Prinz, geängstigt durch sein Bewußtseyn, auch dahin folgte, so mußte er ihn doch begleiten. In der Frühe des Morgens schon ritt das Häuflein der fröhlichen Jäger in den Wald hinein, und lustig erklangen die Hüfthörner unter dem grünen Laubdache der Eichen und Buchen.

Fröhlich und wohlgemuth, wie selten sonst, war der König, der einmal alle schweren Sorgen des lästigen Regiments von sich abgeschüttelt hatte, und nicht seinen Mitbrüdern, sondern den Thieren des Waldes allein den Krieg zu erklären brauchte. Im finstern Schweigen aber ritt Kanut neben dem Vater, denn der Feige fürchtete

sich vor dem Anblick des durch ihn Gemordeten, der ja leicht seinen Blicken wieder begegnen konnte. Endlich wurde seine Angst und Beklemmung so groß, daß er hinter seinem königlichen Vater zurückblieb, und Olaus seitwärts winkend, zu diesem sagte:

„Wo habt Ihr die Leiche des erschlagenen Mannes gelassen?“

„Herr, ich ließ ihn an eben der Stelle, wo er tödtlich getroffen niedersank,“ entgegnete ihm dieser.

„Das war weder klug noch vorsichtig,“ zürnte Kanut; „wie leicht ist es nicht, daß man den Erschlagenen heute finde.“

„Der Mund der Todten ist stumm; er wird unser Geheimniß nicht mehr verrathen.“

„Weißt Du noch genau die Stelle, an der Du ihn erschlugst?“

„Ich kenne jeden Winkel dieses Waldes.“

„Gut, so reite voran und schaffe die Leiche fort; bedecke sie mit Reisern und Laubwerk, damit man sie nicht finde, denn wenn sie dem Vater zu Gesichte käme, so würde nicht der auf ewig verstummte Mund des Todten, wohl aber mein Gewissen mich vielleicht verrathen; eine seltsame, nie gekannte Angst beklemmt mich, und mir ist, als müsse irgend ein Unfall an diesem Tage mir begegnen. Drum eile und schaffe die Leiche fort, damit sie nicht vor meinen Augen erscheine. O hätte ich ahnen können, wohin Dein Rath mich führen würde, nimmer wäre geschehen, was ich jetzt auf ewig beseufzen werde!“

Jener spornte sein Pferd, um den erhaltenen Befehl zu vollführen, während Kanut sich wieder zu dem Vater

begab, der in der Lust des Jagens seine Abwesenheit nicht bemerkt hatte.

Endlich gelangte man an einen hell und silbern sich dahinschlängelnden Waldbach, über den die Bäume und Sträucher sich sanft hinneigten, gleichsam als wollten sie die kühlige Fluth gegen die sengenden Strahlen der Sonne beschützen. Lustig sangen und hüpften die Vöglein in der schattigen Waldesnacht, und König Kanut fand den Platz so anmuthig und einladend, daß er beschloß, sich am Ufer des Baches zu lagern, weshalb er absaß und seinem Jagdgefolge einen Wink gab, sich von ihm zu entfernen, denn in solchen Stunden suchte er gern die Einsamkeit auf, um seinen Gedanken, Träumen und Bildern ungestört nachhängen zu können.

Kaum hatte er sich eine Weile im schwellenden Moose niedergestreckt, so drangen klagende Töne an sein Ohr, die von einem menschlichen Wesen herzurühren schienen, und als er jetzt aufmerksam und gespannt lauschte, vernahm er deutlich das Geächze eines, wie es ihm schien, mit dem Tode Ringenden.

Erschrocken sprang er auf und eilte der Stelle zu, von woher die Klagen ertönten; dort angelangt, erblickte er einen Mann am Boden liegend, dessen kriegerisches Gewand mit Blut überströmt war, neben demselben stand ein aufgezäumtes Roß, das seinen schwer verwundeten Herrn mit Blicken des Mitleids und der Theilnahme zu betrachten schien, ja, demselben von Zeit zu Zeit das Blut von den tiefen Wunden leckte.

„Unglücklicher!“ rief der König, zugleich erfüllt von Grauen und Mitleid, „wer war es, der Dich in

diesen elenden Zustand, und das in der Nähe unsrer Hofhaltung, versetzte?"

„Mir bleibt wenig Leben mehr, um Euch antworten zu können," entgegnete ihm der Verwundete, „doch immer noch genug, um meinen Mörder anzuklagen. Wisset also, daß ich ein Schwede von Geburt bin, und mit einem wichtigen Auftrage an König Kanut hieher kam. Ein kostbares Geschmeide, welches ich diesem von Frau Esthrith zu überbringen hatte, reizte die Habsucht eines Räubers, der sich in mein Vertrauen stahl, indem er sich Kanut, Erstgeborenen des großen Königs nannte. Ich vertraute seinen lügenhaften Betheuerungen und Worten, und nachdem er sich zu seinen Spießgesellen gefunden hatte, sandte er einen derselben zu mir zurück, um mich ermorden zu lassen. Dieser glaubte, nachdem er mich schwer mit seinem Schwerte getroffen hatte, es sey bereits das Leben von mir entwichen, auch lag ich lange ohne alle Besinnung da; endlich aber kehrte mir das Bewußtseyn wieder zurück, und ich kroch, gefoltert von dem brennendsten Durste, zu dieser Quelle, die ich früher bemerkt hatte. Hier nun erwarte ich jeden Augenblick den Tod, und danke nur Gott für die Gnade, der mir vor demselben noch einen Menschen sandte, dem ich meine wichtige Botschaft an König Kanut mittheilen kann. . . ."

„Und welche Botschaft hattest Du an diesen zu bringen? Vertraue sie mir an," unterbrach ihn der König.

„Gehet zu ihm, edler Herr, wenn ein menschliches Herz in Eurer Brust schlägt und sagt ihm, daß Esthrithe, seine königliche Schwester, in Schweden lebt, daß sie seiner brüderlichen Liebe vertraut, und ihm zum Zeichen,

daß sie wirklich das sey, wofür sie sich ausgibt, eben den Schmuck übersandte, welchen sie trug, als sie ihrem Vater, König Sveno, geraubt wurde; mehr vermag ich nicht zu sagen, denn das Leben entflieht....." Der Getreue legte hier das blutige Haupt zurück in den grünen Rasen, seufzte noch einmal und starb.

Erschüttert stand König Kanut und starrte eine Weile den Gestorbenen an. „Seltsames Geschick!" rief er dann aus; „so mußte ich endlich nach so vielen Jahren eine Nachricht von der theuern Schwester empfangen, die ich längst als todt beweinte, aber in demselben Augenblick auch wieder jede Spur von ihr verlieren? denn diese Lippen sind, wie es mir scheint, auf ewig geschlossen, und können keine Auskunft mehr geben. Wo aber soll ich den verruchten Mörder finden, der frech genug war, sogar den Namen meines Sohnes zu mißbrauchen, um seine Schandthat desto besser zu verhüllen?"

Während sich nun dieses in einem Theile des Waldes zutrug, hatte sich Olaus wieder zu dem Prinzen gefunden, und sagte diesem mit sichtbarem Schrecken in's Ohr, daß die Leiche verschwunden, also eine Wahrscheinlichkeit da sey, daß noch Leben in dem ermordeten Schweden gewesen, und dieser die Flucht ergriffen habe.

„Wehe Dir und mir, wenn dem so ist!" rief der Prinz erschrocken aus. „Du kennst die Gemüthsart meines Vaters; entdeckte er je, was hier verübt worden, so dürfte ich nicht auf Gnade und Verzeihung von ihm hoffen, ja, vielleicht verbannte er mich auf immer aus seinem Angesichte."

Jetzt, indem er dieses zu dem Vertrauten sprach,

ertönte das Jagdhorn des Königs, und augenblicklich schickte sich Alles an, dem Rufe zu folgen; nur Kanut zögerte noch, denn ängstlich und beklommen schlug sein Herz. Endlich mußte er sich doch entschließen, sich gleichfalls zu dem Könige zu verfügen, der, sobald er ihn erblickte, den Andern einen Wink gab, zurückzubleiben, während er Kanuten gebot, ihm tiefer in das Gebüsch zu folgen, wo die Leiche des Schweden lag; beym Anblick derselben verfärbte sich der Prinz sichtbar, und ein leises Beben flog durch seine Glieder.

„Kanut," sprach jetzt der König, indem er den erschrocknen Sohn ernst anblickte, „hier liegt ein Todter, dessen Mund Schweres gegen Dich ausgesagt hat; sprich, hast Du den Mann während seines Lebens gekannt?"

„Nein!" stöhnte Kanut, von unendlicher Angst gefoltert und vom Entsetzen erfaßt, denn hatte der Vater nicht gesagt, daß der Todte wider ihn gezeugt habe? Wie, so standen die Ermordeten noch aus dem Grabe auf, um die Ankläger geheimer Verbrechen zu werden? Diese Gedanken waren es, die sein Gehirn erfüllten, die seine Lippen verstummen, das Haar auf seinem Haupte sich emporsträuben ließen.

„Du bist karg mit Deinen Antworten, mein Sohn," fuhr der Vater fort, den Schuldigen mit durchdringenden Blicken ansehend. „Sprich, ist der Todte Dir nie im Leben begegnet?"

„Nie, ich sehe seine Gestalt jetzt zuerst," betheuerte Kanut, alle seine Fassung zusammennehmend, denn freches Leugnen konnte ihn ja allein noch retten.

„Ich glaube Dir, ich will Dir glauben," sagte der

König, „denn könnte ich es nicht, so würde Verzweiflung mein Herz zerreißen. Trag' Sorge für die Bestattung der Leiche; ich will nach Rothschild zurückkehren, denn verdorben ist mir für heute die Jagdlust, nachsinnen muß ich, forschen, was weiter in einer Sache zu thun ist, die mein Gemüth auf eine so vielfache Weise beunruhigt."

Nachdem er dieses gesprochen hatte, begab er sich zu seinem Gefolge, bestieg sein Pferd wieder und kehrte langsam und sinnend nach Rothschild zurück, fest entschlossen, Alles aufzubieten, um die verlorene, aber wie der Sterbende ausgesagt hatte, doch noch lebende Schwester Esthrith, wieder zu finden.

3.

Während sich nun dieses im Reiche Dänemark zutrug, hatte Frau Esthrith in der Nacht einen seltsamen Traum — denn dafür hielt sie das, was ihr in derselben begegnet war. — Sie sah nämlich in der Stunde der Mitternacht den treuen Jöram vor ihrem Bette stehen, aber nicht lebend und in Fülle der Kraft und Gesundheit, wie er sie verlassen hatte und sonst unter ihnen zu wandeln pflegte, sondern mit Todeswunden bedeckt, mit erdfarbnem Antlitze — eine Gestalt des Schreckens. Indem er sie nun mit den erloschenen Augen voll Mitleid anblickte, sprach er mit dumpfer Stimme: „Auf, Frau Esthrith, entfliehe, denn die Mörder haben das Schiff schon bestiegen! Auf, wenn Ihr nicht zu spät kommen wollt! Mehr ist mir nicht vergönnt, Euch zu sagen!"

Mit einem Schrey des Entsetzens richtete sie sich von ihrem Lager auf, starrte die Stelle an, auf der die

Erscheinung gestanden hatte, und sank dann, als sie nichts mehr neben ihrem Bette erblickte, von Grauen überwältigt wieder zurück; noch immer aber tönte die fürchterliche Stimme in ihrem Ohre, und selbst die geschlossenen Augen sahen noch die furchtbare Erscheinung. Endlich, als bereits der Morgen schon dämmerte, schlief sie ermattet wieder ein, hielt aber, als sie wieder beym hellen Lichte der Frühlingssonne erwachte, Alles nur für ein Traumgebilde; doch konnte sie einer innern Angst nicht Herr werden, und sandte inbrünstige Gebete zu Gott um die Errettung der Ihrigen und die glückliche Heimkehr des Abgesandten empor.

In der darauf folgenden Nacht hatte sie dieselbe Erscheinung, aber die zur Flucht ermahnende Stimme des Getreuen klang noch ängstlicher und die Worte wurden hinzugefügt: „Rettet, rettet Euch, Frau Esthrith, denn schon haben die Mörder den Schwedischen Boden betreten! Säumt nicht, mit den Euren die Flucht zu ergreifen, und haltet das, wie Ihr hört, nicht länger für einen trügerischen Traum!“

„Nein! nein! das ist kein Traumgebilde, das ist eine warnende Stimme, vom Himmel selbst mir gesendet!“ rief sie aufspringend, und trotz ihres Grauens das Bett verlassend. Sie trat an das Lager ihrer süß schlummernden Kinder, auf die eben der volle Schein des Mondes fiel, und ihre unschuldsvollen Züge sanft verklärte. Sie schliefen so sanft, so ruhig, sollte sie sie wecken? Dennoch ließ die innere Angst ihr keine Ruhe, und ihre älteste Tochter Agna leise mit der Hand berührend, sprach sie:

„Erwache, Agna, und höre, was Deiner Mutter so eben begegnet ist!“

Die Jungfrau fuhr aus dem Schlafe empor und fragte ängstlich, was es denn gäbe, und ob Jöram vielleicht schon von seiner Reise zurück sey? Da erzählte ihr denn die Mutter, was sie nun schon zwey Nächte hindurch gesehen und erlebt hatte; man kann sich denken, daß diese Erzählung Agna nicht wenig mit Furcht erfüllte, zumal da auch sie ein seltsames Traumgesicht gehabt hatte, aus dem die Stimme der Mutter sie eben erweckte. „Ich sah,“ sprach Agna noch bebend vor Angst und Schrecken, „unsern treuen Diener Jöram mitten in einem großen Walde von Mördern umringt; sah, wie er blutend vom Rosse sank und sich in Todesschmerzen auf dem mit seinem Blute gefärbten Rasen umherwälzte, die Luft rings umher mit seinem Aechzen erfüllend. Mitten über seine Stirn zog sich eine breite Schwertwunde hin, aus der das Blut in Strömen hervorquoll ....“

„So erschien er auch mir, ganz so!“ unterbrach sie Frau Esbrith; „laß uns denn nicht säumen, uns durch die Flucht zu retten, damit der verruchte Mörder, welcher sein Leben traf, auch das unsrige nicht treffe. Gewiß ist Jöram ermordet worden — ach! und wer könnte es seyn, der die Hand mörderisch an ihn legte, als eben der Bruder, zu dem ich ihn sandte, um Schutz für Euch und mich von ihm zu erflehen? Nur zu gut ist es mir aus manchen Erzählungen der Krieger bekannt geworden, daß König Sveno seiner Tochter schon in der Wiege ein reiches, fürstliches Erbtheil, die Krone Norwegens, bestimmt habe; jetzt wird mein Bruder fürchten, daß ich

komme, um dieses mein Erbtheil in Anspruch zu nehmen, und diese Furcht wird ihn zur Grausamkeit verleiten. So ist es König Kanut wohl selbst, der meinen Abgesandten tödten ließ, und auch uns nach dem Leben trachtet."

„Man rühmt ihn aber allgemein als einen großen und gerechten König," wandte ihr die kluge Agna ein; „wie könnte er denn eine so schändliche Handlung begehen?"

„Die Begierde nach reichem Besitzthum verlockt oft auch die Besten zu bösen Thaten, mein Kind," sprach die Mutter. „König Kanut hat drey Söhne, und wünscht jedem derselben eine Krone als Erbtheil zu hinterlassen; die von Norwegen aber soll er für seinen Jüngstgeborenen, Sveno, der zugleich sein Liebling ist, bestimmt haben."

So sprachen und überlegten die Frauen mit einander, bis der helle Schein des Morgens auch die übrigen Schläfer weckte. Frau Esthrith traf jetzt in aller Stille Anstalt, die ihr so theuer gewordene Burg mit den Ihrigen noch im Laufe des Tages zu verlassen. Aber wohin flüchten, wo sich verbergen, da jetzt alle drey nordischen Reiche unter dem Scepter ihres Bruders standen, der wahrscheinlich ihr Feind, Derjenige war, der Mörder gegen sie ausgesandt hatte?

Schwere, schreckliche Sorgen beklemmten ihr Herz, und nur mit Thränen konnte sie auch daran denken, einen Ort verlassen zu sollen, an dem sie so viele Jahre hindurch so manche stille, ungetrübte Freuden in glücklicher Verborgenheit genossen hatte. Endlich brach der Abend wieder an, und noch immer war sie unentschlossen, wohin sie sich begeben solle. Fehlte es ihr und den Ihrigen jetzt nicht auch an hinlänglichem Schutz, da der vielgetreue

Jöram fern, ja, wie es nach den gehabten schrecklichen Gesichten glaublich, sogar ermordet worden war? Wem sich jetzt anvertrauen? von wem Rettung erflehen? Wie, und wenn doch nur ein böser Traum sie geneckt, wenn der Diener ihren königlichen Bruder ganz so gefunden hätte, wie sie ihn zu finden gehofft? wenn er jetzt vielleicht schon wieder auf der Rückreise begriffen wäre, und Kanut ihr nicht nur Schutz, sondern auch seine brüderliche Liebe zusichern ließe?

Unter diesen Zweifeln und Gedanken, unter dieser Unschlüssigkeit brach endlich auch die Nacht an, und die Kinder verlangten dringend, zur Ruhe gebracht zu werden, wozu sie sich aber nicht entschließen konnte, denn noch immer schwankte sie zwischen den beiden einander ganz entgegengesetzten Vorsätzen, entweder zu fliehen, oder zu bleiben, und ihr Schicksal in Geduld und Gottergebung abzuwarten. Sie warf sich auf ihre Knie nieder, und bat ihren himmlischen Vater in einem inbrünstigen Gebete, ihr durch irgend ein Zeichen kund zu thun, was geschehen müsse, um das Rechte nicht zu verfehlen; aber der Himmel blieb stumm bey ihrem Flehen, und kein Zeichen, kein Wunder geschah.

Endlich war sie entschlossen, wenigstens noch bis zu Ende der Nacht mit der Flucht zu warten, denn wohin mit den armen Kindern in der tiefen, schauerlichen Finsterniß? Sveno bat unter Thränen, endlich sich schlafen legen zu dürfen, und sie gestattete Agna'n, ihn in seine Kammer zu bringen; doch befahl sie derselben, ihn mit seinen Kleidern niederzulegen, denn jetzt stand ihr Ent-

schluß fest, keine solche Nacht wieder zuzubringen, sondern mit dem ersten Strahle des Morgens zu fliehen.

Schon war Agna mit dem Bruder in die Kammer gegangen, schon zeigte der Stand der Sterne am nächtlichen Himmel, daß die Stunde der Mitternacht da sey, da ließen sich plötzlich in einem Gemache neben der Halle wimmernde Töne hören, und als Frau Esthrith mit den beiden bey ihr gebliebenen jüngern Töchtern voll Grauen und Entsetzen nach diesen ungewöhnlichen Lauten hinhorchte, sprang die schwere mit Eisen beschlagene Eichenthür von selbst auf, und in derselben zeigte sich nochmals Yörams blutende Gestalt, ganz so, wie sie sie schon zwey Mal gesehen hatte.

„Es ist zu spät, die Mörder sind da! Wehe, Frau Esthrith, daß Ihr nicht auf meine Warnung hörtet!" rief die Erscheinung, und sank dann zusammen. „Wehe! Wehe!" säuselten leise Klagelaute durch die Halle, und betäubt sanken alle Drey zu Boden.

In demselben Augenblick ließen sich auf dem Burghofe verwirrte Stimmen hören, ja sogar Waffengeräusch, welches sie erweckte, drang an ihr erschrockenes Ohr; Frau Esthrith sank mit ihren Töchtern auf ihre Knie nieder, und alle Drey beteten laut und inbrünstig um Rettung zu Gott.

Doch es war zu spät! Olaus mit einigen erkauften Mördern drang in die Halle, nachdem er die sich zur Wehr setzenden Diener der Burg überwältigt und niedergemacht hatte. — Wenig Sekunden nur verflossen noch, und auch Frau Esthrith war nicht mehr! Neben ihr sanken die blühenden Töchter, tödtlich vom Stahl der Mörder

getroffen, dahin, und nur leises Todesgeröchel erfüllte noch die Halle; bald verstummte auch dieses, denn das Leben der grausam Gemordeten war für immer entflohen.

„Es ist geschehen," sagte Olaus schaudernd, indem er auf seine Opfer blickte. „Auf, wieder zu Schiffe, damit man uns nicht in dieser Gegend entdecke; der Prinz ist wohl von uns bedient worden, und darf keine Furcht mehr vor der Entdeckung hegen; auch ich bin jetzt sicher. Wenn er ein Mann ist, muß diese Nachricht ihn freuen."

Mit diesen Worten entfernte er sich, schritt eilig über die Leichen der im Burghofe gemordeten Diener hinweg, und eilte seinem Schiffe zu, das am Ufer auf den Strand gezogen worden war; die Andern folgten schweigend.

Agna hatte das Waffengeräusch wohl in der Kammer gehört, in der sie den schlaftrunkenen Sveno zur Ruhe bringen wollte, doch von Angst und Furcht ergriffen, wagte sie es nicht, sich von der Stelle zu bewegen. Lange verharrte sie so, bis Alles wieder still geworden war; dann ließ sie den vor Furcht weinenden Bruder zurück, und schlich vorsichtig mit der Lampe in der Hand nach der Halle. Nichts regte sich in derselben, kein Laut, kein Geräusch schlug an ihr Ohr, aber von Schauder und Entsetzen gleich mächtig ergriffen, wagte sie die Thür nicht zu öffnen. Endlich drang ein falber Streif am östlichen Himmel, der den nahenden Morgen verkündete, durch das hohe Bogenfenster der Vorhalle, und jetzt erst überwand sie sich, in die Halle zu treten. Welch ein Anblick bot sich ihren Blicken dar, als sie die Thür nun öffnete! Ihre Sinne verließen sie, und von einer tiefen Ohnmacht

befangen, stürzte sie laut aufschreyend auf den mit dem Blute ihrer Geliebten überströmten Boden hin.

Hell und golden schien schon die Sonne, als sie aus ihrer Betäubung wieder erwachte; doch welch ein Erwachen! und wäre der Tod nicht weit mehr eine Wohlthat für sie gewesen, als das ihr wiedergeschenkte Leben? Da lagen Die, welche ihr die Theuersten auf Erden gewesen waren, kalt und starr und mit Blut überströmt am Boden — nur sie, nur sie war vom Mörderschwerte verschont geblieben! Nur sie? Nein, lebte denn, gleichsam wie durch ein Wunder gerettet, nicht noch Ein ihr theures Wesen? Lebte Sveno, ihr Bruder, nicht auch? Nur an seine Rettung vermochte sie jetzt zu denken, und selbst ihr Schmerz schien vor diesem Gedanken zu verschwinden. Sie eilte in die Kammer, wo jetzt der Knabe den süßen Schlummer der Unschuld schlief, riß ihn aus dem Bette empor, nahm ihn in ihre Arme und entfloh.

Der nahe Forst nahm sie auf, und so lange es nur irgend ihre Kräfte zuließen, setzte sie mit ihrer theuren Bürde auf dem Arm ihre Flucht fort; dann aber sank sie gänzlich erschöpft am Rande einer Quelle nieder, Gott inbrünstig anflehend, nicht ihr Leben, denn das war ja jetzt ohne allen Werth für sie geworden, sondern das ihres geliebten Bruders auch ferner zu beschützen.

Der Knabe begriff nicht, was geschehen war, und die Schwester hütete sich, sein junges Herz mit dem Kummer zu erfüllen, der sie zu Boden drückte; so verlangte er weinend zu der Mutter, zu seinen Schwestern zurück, und nur schwer gelang es Agna'n, ihn zu beruhigen und zur fernern Flucht zu vermögen, denn nicht weit genug glaubte

sie sich von dem Orte des Schreckens entfernen zu können, um das Leben ihres geliebten Bruders gegen den Mordstahl zu beschützen.

5.

Ein schweres Ungewitter zog sich indeß über dem Haupte des mitschuldigen Kanuts zusammen, und ohne daß er es ahnete, kam ihm der tödtliche Streich von einer Seite, von wo er ihn nimmer erwartet hatte.

Kaum war der König wieder in seiner Burg zu Rothschild angelangt, so meldete ihm sein Kämmerling, daß ein Fräulein, begleitet von ihrer alten Dienerin, ihn dringend zu sprechen verlange, und menschenfreundlich, zugänglich, wie er es gegen alle seine Unterthanen war, befahl er, sie sogleich vor ihn zu führen.

Mit sittsam erröthender Wange, den Blick zu Boden gesenkt, trat die Jungfrau zu ihm ein, und die Majestät, welche des Königs ganzes Wesen umfloß, verwirrte sie so, daß sie kaum ein Wort hervorzubringen vermochte. Mit Blicken des Wohlgefallens betrachtete der König indeß die holdselige Erscheinung und schien ihre Anrede zu erwarten; als sie aber noch immer schwieg, sprach er endlich:

„Was ist es, das Euch zu mir führt, schöne Jungfrau? Sprecht ohne Scheu Euer Anliegen und Eure Wünsche vor mir aus, und seyd im voraus versichert, daß Ihr ein geneigtes Ohr bey mir findet."

„Hoher Herr," nahm Brunhilde jetzt das Wort, mit Gewalt ihre Furchtsamkeit bekämpfend, „gestattet meiner

Begleiterin, statt meiner zu reden und Euch mitzutheilen, was uns hieher führte."

„Nun, so redet Ihr, gute Frau," sagte der König zu der Alten, über die Verwirrung der Jungfrau lächelnd, deren Wangen noch immer mit dem Purpur holder Scham bedeckt waren, und Frau Andrada stand nicht an, ihm mit vielen und umständlichen Worten mitzutheilen, was sich zugetragen hatte, indem sie zugleich den bewußten Schmuck aus einem Kästchen hervornahm und ihm denselben überreichte.

Erstaunt und überrascht hörte der König ihr zu; dann, als er den Schmuck aufmerksam betrachtet hatte, überzog eine Todtenblässe sein Angesicht, ja, er schien so erschüttert zu seyn, daß er sich nur mit Mühe aufrecht zu erhalten vermochte: die Schuld des Sohnes war ihm ja jetzt klar geworden; kein Zweifel blieb ihm mehr, daß Kanut es gewesen sey, der den Schweden im Forste ermorden ließ.

„Herr," hub nach einer Pause die Amme wieder an, „wir haben Euch jetzt mitgetheilt, was wir Euch nicht verschweigen durften; doch jetzt flehen wir Euch auch um Euren Schutz wider die Verfolgungen eines Mannes an, der mächtig genug ist, uns zu verderben."

„Dieser Schutz soll Euch werden," sprach der König mit fast tonloser Stimme, „obgleich Ihr meinem Herzen eine Wunde geschlagen habt, die keine Zeit zu heilen vermag. Doch Ihr seyd unschuldig, und allein das Walten einer, jeden Frevel rächenden, Gottheit muß ich in diesem seltsamen Zusammentreffen bewundern. Entfernt Euch jetzt und habt Dank für Eure Mittheilungen; für Eure

Sicherheit soll gesorgt werden, dies gelobe ich Euch bey meiner königlichen Ehre."

Er befahl dann einem seiner Diener, den beiden Frauen ein anständiges Gemach in der Burg anzuweisen, und sie dort nicht nur mit allem Nöthigen zu versehen, sondern auch mit seinem Leben dafür zu haften, daß ihnen nichts Böses widerführe. Erst nachdem er diese Einrichtung getroffen hatte, entfernte er sich in sein Gemach, in dem er sich einschloß, um ungehindert seinem Schmerze nachzuhängen und ein Mittel zu ersinnen, den schuldigen Sohn zum Geständnisse zu bringen.

Prinz Kanut war indeß von dem unwillkommenen Geschäft nach der Burg zurückgekehrt, und wurde auf Befehl des Königs gleich zu demselben beschieden; nur mit Zittern betrat er das Gemach, in welchem der Vater sich aufhielt.

„Ist die Leiche des Ermordeten bestattet?" fragte der König, einen finstern, forschenden Blick auf den Schuldigen heftend.

„Wie Du es befohlen," entgegnete ihm Kanut, das Auge zur Erde senkend.

„Gut, so bleibt mir nur noch Eine Frage an Dich übrig," fuhr der König fort: „sprich, wie bist Du zu diesem Halsgeschmeide gekommen?" Mit diesen Worten ergriff er das Kästchen, öffnete es, und hielt dem Prinzen das glänzende Kleinod entgegen, der mit starrem, erloschenem Auge darauf blickte, und kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Unwürdiger, verlorener Sohn!" rief jetzt der König mit erhobener Stimme; „Dein Verstummen, Deine Ver-

wirrung klagen Dich genugsam an: Du bist der Mörder des Schweden und sein Blut schreyt gegen Dich zum Himmel! Wehe mir, daß ich einem Ungeheuer das Daseyn gab, einem Schänder des heiligen Gastrechts; Wehe auch dem Lande, in dem dereinst eisern Dein Scepter walten wird!"

„Verzeihung, mein Vater!" rief jetzt Kanut, zu den Füßen des Königs niederstürzend und die Knie desselben in Todesangst umklammernd.

„Was verhindert mich," fuhr der König mit zürnender Stimme fort, „Deinem elenden, ruchlosen Daseyn ein Ende zu machen, und dadurch meine Völker von der Furcht zu befreyen, dereinst unter der Geißel eines Tyrannen zu seufzen? Was verhindert mich daran, als eine Schwäche, deren ich nicht Herr zu werden vermag? Doch wisse, ich werde den Vater ganz zu vergessen suchen, und nur als zürnender, jede Ruchlosigkeit streng rächender König erscheinen, sofern Dein Mund mir nicht offen Alles gesteht, was Dich zu diesen schändlichen Handlungen trieb. Sprich, welchen Beweggrund konntest Du haben, das Leben einer lange gesuchten, heiß beweinten Schwester vor mir zu verbergen? oder ist Deine Seele schon zu solcher Niedrigkeit herabgesunken, daß der Besitz des Kleinods Deine Begierde reizte, und Du den Schweden ermorden ließest, um ihn zu berauben?"

„O mein Vater," rief Kanut nochmals, unter Thränen seine Knie umklammernd, „zürne nicht so heftig mit einem Sohne, der nur die Beute eines Verführers ward! Nicht in meinem Herzen reifte der Mordgedanke, nicht diese Hand wurde mit dem Blute des unglücklichen Mannes

gefärbt — es war Olaus, der Verräther, welcher den Plan entwarf und in Ausführung brachte!"

„So wärst Du dennoch unschuldig? so hätte ich Dir Unrecht gethan?" fragte der König, freyer aufathmend. „Olaus hätte den Schweden ohne Dein Wissen ermordet? Gieb einem unglücklichen Vaterherzen diesen Trost, wenn es möglich ist; aber erkläre mir auch zugleich, wie Du zu dem Schmuck kamst, der dem Ermordeten geraubt wurde?"

„Olaus brachte ihn mir," sagte Kanut, indem er verwirrt den Blick zu Boden senkte; „ich liebte Brunhilde seit lange hoffnungslos — kein Zeichen der Gunst und Neigung wurde mir von ihr zu Theil, da glaubte ich, durch ein reiches, fürstliches Geschenk ihr Herz zu rühren" — — —

„Elender!" rief der König bey diesen Worten, seine Rede unterbrechend, „Elender! so wie Du um Brunhildens Gunst zu werben gedachtest, wirbt man nur um die einer Buhlerin, nicht um das unschätzbare Kleinod der Neigung einer edlen und tugendhaften Jungfrau! Doch Du kennst keine Tugend und glaubst so auch nicht an sie; in der Sättigung roher Begierden ist Dein Leben hingeflossen, die Gesellschaft der Schändlichsten, der Verderbtesten war Dir stets die liebste, und so erstarb nach und nach jedes Gefühl für das Höhere und Bessere in Dir. Vielleicht aber bringt der Anblick einer wahren, heldenmüthigen Tugend Dich von dem schrecklichen Wahne zurück, daß sie nur in der Einbildung, nicht in der Wirklichkeit bestehe; vielleicht rührt es Dein verstocktes Herz, wenn Du siehst, daß sie, sie allein durch ihre Göttlichkeit

mächtig genug ist, ein ganz von ihr erfülltes Wesen über jeden Verlust und jede Entbehrung zu trösten."

Mit diesen Worten ging er zum Eingange der Halle, öffnete die Thür und befahl einem der dort auf seine Befehle harrenden Diener, die Jungfrau herzuführen.

Mit sittig erröthendem Antlitz, das schöne Auge zu Boden gesenkt, trat Brunhilde in die Halle, und fragte schüchtern nach den Befehlen ihres Gebieters.

„Mein Sohn hat mir eben gestanden," sagte der König, auf sie zuschreitend, „daß er Euch schon lange hoffnungslos geliebt hat, schöne Jungfrau, und, trotz seiner eifrigen Bewerbung um Eure Gunst, nicht einen einzigen Beweis Eurer Zuneigung davon zu tragen vermochte. Er glaubt, und vielleicht mit Recht, daß ihm der Umstand, daß er Euch keine reiche Geschenke zu bieten hatte, bey Euch im Wege war, und so nahm er, getrieben von der heißesten Liebe, seine Zuflucht zu einem Verbrechen, um ein Kleinod zu erwerben, das ihn, indem er es Euch als Gabe darbrächte, gefälliger in Euren Augen machen könnte. Ich weiß, daß Ihr trotz dem standhaft bey Eurem Vorsatze bliebet, seinen Bewerbungen kein Gehör zu schenken, obgleich vielleicht etwas Nachgiebigkeit gegen die Wünsche Eures künftigen Beherrschers Euch mehr geziert haben würde, als diese strenge Tugend und Sittsamkeit" . . . .

„Wie," unterbrach hier Brunhilde erbleichend und im Innersten ihrer Seele empört, die Rede des Königs, „diese Worte muß ich von Euch hören, mein Herr und Gebieter, von Euch, der Ihr mir so eben erst noch Schutz gegen die lasterhaften Bewerbungen Eures Sohnes so

heilig zusagtet? Den großen, den milden und gerechten König nennt Euch Euer Volk, und nur mir soll ein Recht gegeben werden, Euch diese erhabenen Titel abzusprechen? Nur gegen mich, eine schutzlose Jungfrau, wollt Ihr wie ein Tyrann und Despot verfahren, indem Ihr es mir sogar zum Verbrechen macht, mein Höchstes, meine jungfräuliche Ehre, gegen die lasterhaften Wünsche Eures Sohnes standhaft vertheidigt zu haben?"

„Ihr mißversteht mich, Brunhilde," sagte der König, indem sein Auge mit sichtbarem Wohlgefallen an ihren schönen Zügen, an ihrem von einer edlen Gluth geröthe-ten Antlitze hing; „nicht den verbrecherischen Wünschen des Sohnes wollte ich bey Euch das Wort führen, wohl aber ihn dadurch glücklich zu machen suchen, daß ich ihm die Erlaubniß ertheilte, um Eure Hand als ein tugend-hafter Jüngling zu werben; willigt also ein, sie ihm zu reichen, und ich erkenne Euch als meine Tochter an."

„Nimmermehr!" rief Brunhilde, fast mit Verachtung auf Kanut schauend, der mit glühenden Blicken an ihrer himmlischen Gestalt hing. „Ich kann ihn weder lieben noch achten, und so werde ich nie sein Weib."

„Auch nicht, wenn ich schon jetzt sein Haupt mit einer Königskrone schmücke?" fragte der König, indem er sie forschend anblickte.

„Auch dann nicht," sagte Brunhilde fest. „Ich würde ihn nicht mehr achten können, als jetzt, auch wenn alle Kronen der Erde sein Haupt zierten. Jetzt bitte ich Euch, mich zu entlassen, mein Herr und Gebieter, denn ich habe Euch nichts weiter zu sagen."

„Ungehorsame, rebellische Unterthanin!" rief jetzt der

König mit verstelltem Zorne; „ich werde Dich zu zwingen wissen, gefälliger gegen die Wünsche eines Königssohnes zu seyn. Willige ein, die Gemahlin Kanuts, meines Erben, zu werden, oder fürchte meine gerechte Rache, denn unerträglich ist es mir, Widerspruch von einer elenden Sclavin, die mein Hauch zu zernichten vermag, zu erdulden."

„Mein Herr und König hat über mein Leben zu gebieten, doch nicht über mein Herz und meine Grundsätze; ersteres soll nur einem tugendhaften Jünglinge angehören, und wäre er auch der Aermste, der Niedrigste; letztere werden sich für immer gegen die Verbindung mit einem Manne auflehnen, der meine Gunst durch ein Verbrechen zu erkaufen suchte und so wenig meinen innern Werth zu erkennen vermochte, daß er es wagen konnte, mir je entehrende Anträge zu machen."

Sie sprach dieses Alles mit Ruhe und Festigkeit, mit jener Seelenerhebung, vor der selbst das Laster sich in Ehrfurcht zu beugen gezwungen ist. König Kanut sah seinen Sohn an, der mit zu Boden gesenkten Blicken dastand, und zuerst im Leben die ganze göttliche Gewalt der Tugend in seinem verstockten Herzen verehren lernte. Es trieb ihn zu Brunhildens Füßen hin; doch die Gegenwart des Vaters hielt ihn zurück, und nur flehende Blicke wagte er auf diesen zu werfen, als derselbe, noch immer bey seinem angenommenen harten Tone verharrend, also, gegen die Jungfrau gewendet, fortfuhr:

„Ihr habt das Leben durch Eure Widerspenstigkeit verwirkt, Unverschämte, denn kein König darf dulden, daß ihm so getrotzt werde; doch will ich, aus angeborner

Huld und Großmuth, Euch dasselbe schenken; indeß sollt Ihr nicht unbestraft von dannen ziehen, und der Güter für immer verlustig seyn, auf die Ihr so geringen Werth zu setzen scheint: Glanz, Reichthum und Auszeichnung vor den Augen der Welt. Wir werden sehen, ob Eure sogenannten tugendhaften Grundsätze wirklich hinreichen, Euch über diese Verluste zu trösten. Legt darum ab, was Ihr an Schmuck an Euch tragt; entkleidet Euch aller Zeichen Eures vorigen Standes und verlaßt als Bettlerin, begleitet von unserm höchsten Zorne, diese Burg und unsre Reiche, sofern Ihr Euch nicht unserm Willen noch jetzt unterwerfet."

Brunhilde antwortete ihm nicht, sondern löst'te still das edle Gestein, womit ihr schönes Haupt geschmückt war, aus dem Haar, das jetzt, seiner Fesseln entledigt, in tausend Ringeln auf Hals und Nacken niederfiel. Auch den golddurchwirkten Gürtel legte sie schweigend ab, die Spangen, welche Arme und Busen zierten; dann blickte sie still den König mit fragenden Blicken an, als wolle sie aus den seinigen erforschen, ob sie sich jetzt endlich entfernen dürfe.

„Auch der Schuhe und Strümpfe entkleidet Euch, denn ganz als Bettlerin sollt Ihr diesen Ort verlassen," herrschte König Kanut die Unglückliche an, und willig gehorchte sie, ohne zu klagen, ohne zu murren. „Jetzt geht," fuhr der König fort, „verlaßt unser Land, diese Burg für immer, ein Warnungs-Zeichen für alle Diejenigen, welche wie Ihr Lust haben möchten, sich dem Wunsche und Willen des Herrschers zu widersetzen; geht

und macht die Erfahrung nun, was es heißt, einem Mächtigen zu trotzen!"

„Mein Vater!" rief jetzt Kanut mit allen Zeichen der Reue und Verzweiflung, zu seinen Füßen niederstürzend, „mein Vater, vermag ich Euch doch nicht wieder zu erkennen in dieser Härte und Grausamkeit gegen eine völlig Unschuldige! Was hat sie gethan, um Euren Zorn zu verdienen, und bin ich hier nicht der einzig Schuldige? Wohl hatte sie Recht, mich zu verachten, mich zu verschmähen, der ich ihre erhabene Tugend so oft zum Erröthen zwang, der ich bisher mich ihrer so ganz unwürdig zeigte, sowohl durch Thaten als durch Gesinnungen. Doch von nun an werde ich sie ewig bereuen, da ich durch sie die ganze Macht und Göttlichkeit der Tugend kennen gelernt habe!"

Während Kanut dieses sprach, hatte Brunhilde, auf keine Begnadigung mehr hoffend, sich still aus der Halle entfernt; aber die Augen des Königs, in Thränen der höchsten Bewunderung und Rührung schwimmend, waren ihr gefolgt, und eben wollte er ihr nacheilen, um sie zurückzurufen, als der ehrwürdige Bischof von Rothschild, der beste und vertrauteste Freund des Königs, in die Halle trat. An seiner Hand führte er die Jungfrau zurück, die ihm nur gezwungen zu folgen schien; ein Haufe Volks drängte sich ihm nach, das sich um Brunhilde murrend versammelt hatte, als es die edle Jungfrau in einem solchen Zustande von Erniedrigung und Entblößung aus der Burg treten sah.

„Hier muß ein Irrthum obwalten," sagte der ehrwürdige Geistliche zu dem Könige; „erlaubt mir, mein

Gebieter, ihn aufklären zu helfen, denn diese Jungfrau kann Euren Zorn in dem Maße nicht verdient haben, daß Ihr sie so zu behandeln Euch erlauben dürftet."

„Nein," rief der König, Brunhilden seine Arme entgegenbreitend und sie voll Zärtlichkeit an sein Herz drükkend; „nein, nie war ein Geschöpf der Liebe und Bewunderung würdiger, als sie! Ihr allein, ihrer Tugend verdanke ich es, daß sich das Herz meines Sohnes besseren Gefühlen öffnete, daß er einsehen lernte, daß es noch höhere Güter im Leben giebt, als Macht, Glanz und Größe; ihr verdanke ich es, daß er zuerst mit Reue auf eine in einem wüsten, schändlichen Treiben verlebte Jugend blickt."

„Ich nehme Gott zum Zeugen an, daß ich fortan mich bessern will!" rief jetzt Kanut, die Hand wie zum feyerlichen Schwure auf die Brust legend. „Nicht würdig war ich bisher ihrer Liebe, aber ich will es durch ein ganz gebessertes Leben werden, und als erstes Zeichen wahrhafter Reue jetzt meine ganze Schuld eingestehen; möge dieses Geständniß nur nicht zu spät kommen!"

„Was werde ich noch vernehmen müssen!" rief hier König Kanut schmerzlich bewegt. „Sprich, mein Sohn, welcher Schuld klagt Dein Herz Dich sonst noch an?"

„Erlaubt mir, sie nur Euch zu entdecken," entgegnete der Prinz; „von dem Vater darf ich Verzeihung erwarten, wie ich von der Gnade Gottes hoffe, daß das Böse, in welches ich willigte, unausgeführt blieb."

„Sey fortan meine Tochter," wendete sich König Kanut jetzt zu Brunhilden; „der Himmel versagte mir eine solche und sandte mir Dich jetzt zum Ersatz, edle Jungfrau.

Früh wurdest Du der Elternliebe beraubt, früh eine hülflose Waise: jetzt aber hast Du einen Vater wiedergefunden, und selbst die eignen Söhne sollen meinem Herzen nicht näher stehen, als Du, Brunhilde." Mit diesen Worten verließ er die Halle und winkte Kanut, ihm zu folgen, der es mit zögernden Schritten, gefoltert von unendlicher Angst, that, denn welches Geständniß hatte er dem tugendhaften Vater nicht noch abzulegen! Wenn Olaus bereits fort war — wenn jene Unglücklichen nicht mehr lebten! Er schauderte, indem er dieses Alles bedachte.

6.

Als der König wieder mit Kanut aus dem Gemache hervortrat, waren seine Mienen so ernst, ja, so niedergedrückt, wie man sie noch nie zuvor bey ihm gesehen hatte.

„Vater!" rief Kanut, seine Knie umklammernd, „ich rette sie, oder kehre selbst nie wieder zu Euch zurück, denn ist das von Olaus beschlossene Verbrechen vollführt, könnte ich sie Euch nicht wieder zuführen, die Ihr so lange vergeblich suchtet, wie würde ich es wagen können, je wieder vor Euer Antlitz zu treten?"

Der König antwortete ihm nicht, doch sprachen seine Blicke mehr noch den tiefsten, herzzerreißendsten Schmerz als Zorn aus. Kanut aber erhob sich und eilte von dannen, um ein Schiff zu besteigen, das ihn so schnell als möglich nach Schweden hinüberführte. — Ach! er kam doch zu spät! Das Verbrechen war begangen, Frau Estrith und ihre beiden Töchter waren bereits von den

Händen der Mörder gefallen, und unter Wehklagen, unter lauten Verwünschungen gegen die verruchten Thäter zeigte man dem Königssohn die Leichen der Erschlagenen. Schaudernd hingen Kanuts Blicke an den tiefen Wunden der Unglücklichen, und sein Schmerz war so groß, daß er nahe daran war, sein eigener Verräther zu werden.

„Doch wo sind die andern beiden Leichen?“ fragte er endlich, aus seiner dumpfen Betäubung erwachend; „hatte Herr Ulf Trugelson Spragelerg nicht drey Töchter und einen Sohn?“

„Der Himmel scheint sich wenigstens dieser Unschuldigen erbarmt zu haben,“ antwortete ihm ein alter Mann, der Herrn Ulfs Familie genau kannte. „Als wir am Morgen nach der grausenvollen That, aufmerksam durch die Leiche eines Dieners gemacht, den wir gleichfalls ermordet am Eingange des Burgthors fanden, hieherkamen, fanden wir nur Frau Estbrith und zwey von ihren Töchtern ermordet, von der dritten und dem Söhnlein Sveno aber keine Spur, woraus wir schlossen, daß sie sich vielleicht durch die Flucht gerettet hätten. Doch wehe dem Verruchten, der diese That verübte,“ schloß der Alte seine Erzählung, indem er die Hände zum Himmel emporhob, „wehe ihm und seinem ganzen Geschlechte! Nie möge die Freude wieder ihren Sitz in seinem blutgierigen Herzen aufschlagen!“

„Wahnsinniger!“ rief Kanut bey diesen Worten, indem er voll Entsetzen aufsprang und mit drohenden Blikken auf den Alten zuging, „was treibt Dich, einen solchen Fluch über den Thäter auszusprechen? Was hat er Dir gethan, daß Du also die Rache des Himmels gegen

ihn aufrufst? Glaubst Du nicht, daß er so schon elend genug ist? klagen diese blutigen Wunden ihn nicht schon genugsam vor dem Richterstuhl des Ewigen an? können diese schuldlos Hingeopferten ungerächt bleiben, wenn es eine ewige Gerechtigkeit giebt?"

„Doch der Fürsten Geschäft und Amt ist es, die Schuldigen auch schon hier zur verdienten Strafe zu ziehen," sprach der Greis ernst und furchtlos; „in ihre Hand ist das Richtschwert gelegt, und so auch wehe Dir, Königssohn, wenn Du nicht mit allen Kräften, mit aller Dir vom Himmel verliehenen Macht die Frevler ans Licht und zur wohlverdienten Strafe zu ziehen suchest!"

„Die Rache kann und wird nicht ausbleiben," murmelte Kanut dumpf vor sich hin; dann versank er in ein trübes Schweigen, aus welchem Keiner ihn, aus Ehrfurcht gegen seine Würde, zu wecken wagte.

Der Abend senkte sich bereits vom Himmel nieder, als Kanut sich endlich aufraffte, und sich mit eiligen Schritten von der Mordstätte zu entfernen suchte. Ein unheimliches Grauen beschlich seine Seele inmitten der Gemordeten, denn konnte er sich wohl von Schuld freysprechen? Hatte er dem Verräther Olaus nicht stillschweigend Erlaubniß gegeben, diese That des Schreckens nach den Gelüsten seines bösen Herzens zu vollbringen? Noch Einen Blick warf er scheidend auf das bleiche Antlitz Frau Esthrith's, und schaudernd bebte er vor demselben zurück, denn deutlich erkannte er die Züge des Vaters in denen der Leiche.

Wohin sich jetzt wenden? wohin entfliehen vor dem eigenen Gewissen und dem Zorne, mehr noch vor dem

Schmerze des tugendhaften Vaters? Hatte er nicht beym Scheiden gelobt, nie mehr vor das Antlitz desselben zu treten, wenn es ihm nicht gelingen sollte, die Unschuldigen zu retten? Das Verbrechen war vollführt — er also verbannt, geächtet, beraubt der Aussicht auf die Krone, der Hoffnung, durch ein tugendhaftes Leben dereinst noch die Liebe Brunhildens zu erringen! Verloren war Alles, woran sein Herz hing, und kalt, nackt, freudlos lag jetzt das Leben vor ihm. Schon jetzt ging der Fluch des Greises an ihm in Erfüllung, denn jede Freude war aus dem schuldigen Herzen entflohen.

Nur Eine Hoffnung dämmerte noch in seiner Seele empor: wie, wenn es ihm gelänge, die Geretteten, die Entflohenen aufzufinden, und wenigstens diese zu dem Vater zurückzuführen, damit sie seine Fürsprecher bey ihm würden?

7.

Am öden Meeresstrande, den Blick auf die wogende Wasserfläche gerichtet, saß Kanut und gedachte trüb seines Schicksals, das ihn nun für immer von der theuren Heimath verbannte und dem Vater, dessen ganze Größe und Vortrefflichkeit er erst jetzt einzusehen vermochte, da der heilige Funke der Tugend in seiner eigenen Brust entzündet worden war.

Ein ganzes Jahr war seit der Ermordung Frau Esthriths und ihrer Töchter bereits verflossen, ein ganzes Jahr schon suchte Kanut die Uebriggebliebenen, die vom Stahle der Mörder Verschonten; doch keine Spur war von ihnen

zu entdecken, und die Erde schien sie gleichsam verschlungen zu haben.

Doch gerächt waren sie an dem Verfolger, denn so wie sie heimathlos geworden waren, war er es jetzt; wie sie flüchtig und unstät umherirrten, irrte auch er umher; wie das Leben ihnen keine fröhliche Hoffnung mehr bieten zu können schien, bot es sie ihm nicht mehr dar — und dazu den Fluch des Mordes in der Brust, die hoffnungslose Liebe zu Brunhilde, die ja jetzt auf ewig für ihn verloren war; denn durfte der mit Blut Befleckte noch wieder vor sie treten und um ihre reine Liebe werben?

Feucht schon stiegen die Abendnebel aus den Fluthen empor, und zogen sich wie Silberstreifen über die Wiesen und Felder hin; die Nacht bereitete ihr dunkles Gewand, goldene Sterne darein webend, und noch immer saß Kanut mit sorgendem Herzen am öden Ufer. Da tönten plötzlich Ruderschläge an sein Ohr, und bald zeigte sich seinen unruhigen Blicken ein Schiff, das, um eine Felsenspitze herumsegelnd, auf den Fleck zueilte, auf dem er hart am Strande saß. Die Nacht verbarg ihn bereits den Blicken der Nahenden, und auch er vermochte nur an der Sprache abzunehmen, daß es Dänische Männer waren, die jetzt an das Ufer stiegen, das Boot befestigten und sich laut und lebhaft mit einander in ihrer Muttersprache unterhielten.

„Du, Asmund," rief jetzt eine rauhe Stimme, „bleibe bey den Gefangenen zurück, während wir das Ufer durchspähen, ob sich nicht etwa Verdächtiges daran zeigt; aber bewache sie gut und verhüte ja, daß die Jungfrau nicht aus Verzweiflung ihrem Leben durch einen Sprung in

die Fluthen ein Ende mache. Die Beute ist zu schön, als daß ich sie wieder fahren lassen möchte."

„Euer Befehl soll erfüllt werden, Herr," entgegnete der im Schiffe Zurückgebliebene; entfernt Euch ohne Bedenken, während ich sorgsam Eure schöne Gefangene bewache."

Die Männer waren jetzt dem Platze näher gekommen, an dem Kanut horchend stand; da tauchte plötzlich die Sichel des Mondes aus dem Meere auf und machte den Lauscher den Gelandeten kenntlich.

„Halt! wer bist Du? und was treibst Du hier am öden Strande?" rief der Anführer, ein riesigter Mann, auf Kanut zuspringend und diesen bey der Brust ergreifend.

„Wem brauche ich hier Rede und Antwort zu stehen?" entgegnete der Prinz furchtlos, indem er sich seiner mit jugendlichen Kräften erwehrte; „gehört der Strand nicht mir, wie jedem Andern?" fügte er hinzu.

„Wahrlich, Du scheinst ein kecker Bursche zu seyn," sagte der Seeräuber mit Lachen; „Du gefällst mir, weil Du Dich nicht vor uns fürchtest."

„Ich fürchte mich vor Niemanden," entgegnete ihm Kanut furchtlos.

„Desto besser, solche Leute können wir brauchen; Du gehst doch mit uns?"

„Mit Euch?" sagte Kanut voll Verachtung, denn er hatte bereits ihr ehrloses Handwerk errathen.

„Nun ja, mit uns," entgegnete ihm Regner — dies war der Name des Anführers — „ich hoffe doch, daß wir Dir zu Gefährten gut genug sind? Bey allen bösen Geistern, hat doch König Kanut bey seinen Lebzeiten oft

genug vor uns und unsern kühnen Thaten gezittert, so sollte ich denken, daß unsre Gesellschaft, welches seinen Mannes Sohn Du auch seyn magst, Dir ehrenvoll genug seyn müßte!"

„Wie!" rief der Prinz, „König Kanut lebt nicht mehr? sagtet Ihr nicht so?"

„Ja, so ist's; seit zwey Mal sich die Mondscheibe wieder gefüllt hat, ist er nicht mehr, und wir selbst waren Zeuge, wie man seine irdischen Ueberreste zu Rothschild in der Kirche beysetzte; seit dieser Zeit nun haben wir freyere Hand, denn Ihr werdet wissen, daß er Leute unseres Gewerbes kurz zu halten pflegte; überdies giebt es nie mehr für freye Männer unsers Schlags zu fischen, als wenn Unruhen im Reiche herrschen, wie eben jetzt, denn nach der Verordnung des verstorbenen Königs sollten seine drey Söhne sich in die drey Reiche theilen, die er unter seinen Scepter gebracht hatte; da aber der Aelteste, Kanut, spurlos verschwunden ist, streiten sich Harald und Sveno, seine Brüder, um die Krone von Dänemark, welche dem verlorenen Bruder als Erbtheil zugefallen ist, denn jeder von Beiden will sie zu der seinigen fügen."

Kanut vermochte nichts zu antworten, denn ein ungeheurer Schmerz hatte seine Seele ergriffen; so war also der Vater aus dem Leben geschieden; so hatte der Gram über seine Verbrechen diesem vielleicht das Daseyn gekürzt? Und was mochte aus Brunhilden geworden seyn, die jetzt ohne allen Schutz war?

„Du bist ja ganz stumm geworden, Fremdling," fuhr Regner mit Lachen fort; „ist's der Tod des Königs, der Dich so still macht? Ein Däne scheinst Du mir überdies

nach Deiner Aussprache zu seyn. Hast doch nicht auch Anspruch an sein Erbtheil zu machen?"

„Wie starb König Kanut?" fragte jetzt der Prinz, aus seinen finstern Träumen erwachend.

„Auf einem Heereszuge gegen Herzog Richard von der Normandie," war die Antwort.

„In der Schlacht also, rühmlich vom Schwerte eines Feindes?" fragte Kanut rasch.

„Nein, so gut ist's dem tapfern alten Helden nicht geworden; der Gram soll ihn getödtet haben, denn seit er von Kanut, seinem Aeltesten, in Unfrieden schied — so erzählt man sich — wurde sein Herz nicht wieder froh, und auf seinem Lager verschied er im Zelte."

„So hat er des verlorenen Sohnes doch nicht in Haß in seiner Sterbestunde gedacht?" fragte Kanut; „denn hörte ich recht von Euch, so hinterließ er ihm die Krone Dänemarks als Erbtheil?"

„Ja, so hörten wir; aber der Prinz wird sie wohl nie auf sein Haupt setzen, denn seine Brüder werden schon Sorge dafür tragen, daß er nicht wieder zum Vorschein kömmt, weil er durch seine Rückkehr ihr Erbtheil schmälern würde. Wer den Prinzen fände und ihn an den Einen oder Andern auslieferte, könnte einen guten Fang thun, und vielleicht für alle seine Sünden Absolution, ja, obendrein eine ächt königliche Belohnung erhalten. Ich möchte wohl, daß er mir in die Hände fiele, denn beym Allmächtigen, etwas Schutz und Nachsicht thut uns nachgerade noth, weil wir uns nirgends mehr zeigen dürfen! Kein geringes Lösegeld würden die Brüder auch für seine Auslieferung zahlen, denn hätten sie ihn nur,

so würden sie sich bald genug um sein Erbtheil vergleichen."

„O tugendhafter Vater von drey lasterhaften Söhnen!" rief hier Kanut, überwältigt von Schmerz, aus.

„Du scheinst lebhaften Antheil an dem Geschick König Kanuts zu nehmen," sagte Regner, aufmerksam gemacht und forschend; „Bist Du vielleicht demselben verwandt?"

„Nein, das nicht," entgegnete ihm Kanut, die Gefahr einsehend, welche ihn von Seiten der Räuber bedrohte, wenn sie seinen Stand und Namen entdeckten; „doch habe ich dem Könige von Jugend auf als Kriegsknecht gedient, und so betrübt mich natürlich sein Tod."

„Da Du jetzt keinen Herrn mehr hast, wirst Du mir wohl willig folgen," sagte Regner. „Glaube mir, wir führen ein gar lustiges und freyes Leben, freylich ist's mit etwas Gefahr verknüpft, besonders war es dies, so lange König Kanut noch lebte, denn der war streng und bestrafte Jeden mit dem Tode, der sich gegen die bestehenden Gesetze auflehnte; aber eben die Gefahren, welche uns täglich und stündlich umringen, würzen unsre wenigen frohen Augenblicke doppelt; das Leben ist nicht süßer, als wenn man es stets neu wieder erkämpfen, als wenn man es stündlich vertheidigen muß."

„Gut, ich bin der Eurige," sagte Kanut nach einigem Nachdenken; „doch wohin geht zunächst Euer Weg?"

„Ihr wißt, daß wir, so frey wir auch sonst sind, doch dem Winde und den Wellen zu gehorchen haben; wohin diese uns treiben, müssen wir gehen und thun es gern, denn überall finden wir durch die Stärke unsers Arms und unsre Kühnheit zu leben. Für jetzt wollen wir

aber, durch einen günstigen Wind einmal hieher getrieben, diese Küste durchsuchen, ob wir nicht etwa Proviant für unser Schiff finden, denn daran fängt es an, uns für den Augenblick zu mangeln."

„Ihr spracht beym Landen von einer Gefangenen, die Ihr gemacht?"

„Ja, wir haben eine schöne Jungfrau und einen Knaben in dem großen Walde weiter nordwärts gefunden und sie mit uns genommen, so sehr sie auch weinten und sich sträubten. Die Dirne ist schön wie der Tag, und gefiel gleich beym ersten Anblick meinen Augen so sehr, daß ich sie mir trotz ihrer Sprödigkeit zur Genossin ersehen habe, denn es ist nun einmal unser Loos, uns Frauengunst eben so zu erobern, wie alles Andre, was zur Leibesnothdurft gehört."

„Und wie nennt sich die Jungfrau?" fragte Kanut.

„Sie will weder ihren Stand noch ihren Namen sagen; doch scheint es mir fast, als ob sie von hoher Geburt sey, obgleich wir sie und den sie begleitenden Knaben in dem elendesten Zustand in einer Felsenhöhle im Walde fanden, wo sie wohl schon längere Zeit gelebt haben mögen, denn sie hatten sich in einer Felsenhöhle völlig eingerichtet. Der Knabe ist lustig und guter Dinge und freut sich, wieder unter Menschen zu seyn, während seine Schwester sich dem wildesten Schmerze hingiebt und die Furcht in uns wach erhält, daß sie wohl gern freywillig ihrem Leben ein Ende machen würde, wenn sie es vor uns nur könnte."

Eine seltsame Ahnung erfüllte Kanuts Herz, doch hütete er sich wohl, seine Gedanken den rohen Gefährten

kund zu geben, die, nachdem sie von ihm erfahren hatten, daß die Küste auf mehrere Meilen weit öde und unbewohnt sey, nicht anstanden, wieder in See zu stechen, um ihr Glück an einem andern Orte zu versuchen; Kanut folgte ihnen willig in's Schiff, das alsobald vom Strande abstieß und die hohe See aufsuchte.

8.

Erst als der Morgen anbrach, konnte der Prinz die Gefangenen erkennen. Das schöne, bleiche Haupt in die Hand gestützt, saß die Jungfrau auf dem Verdeck und schaute mit unruhigen Blicken in das weite Meer hinaus, das unter ihnen, von einem frischen Seewinde aufgeregt, brauf'te und hohe Wogen schlug, die selbst dem leichten Fahrzeuge Gefahr zu drohen schienen, weil sie es bald hoch in die Luft empor hoben, bald wieder in einen tiefen Abgrund hinabgleiten ließen: aber die Seeräuber, längst vertraut mit allen Gefahren, schauten mit großer Ruhe auf das tobende Element unter ihren Füßen, und suchten den Sturm mit ihren rohen Gesängen zu übertönen.

„Wie heißt der schöne Knabe?" fragte Kanut die Jungfrau, die seine Gegenwart kaum zu bemerken schien.

„Sveno," entgegnete sie rasch, indem sie sich nach dem Frager umsah.

„So ist Euer Name Agna," flüsterte er ihr zu, sich zu ihr niederbeugend. Ein lebhafteres Roth, welches ihre bleichen Wangen überflog, zeigte ihm, daß er sich nicht in seiner Vermuthung getäuscht habe. „Seyd ruhig, edle Jungfrau," fuhr er mit leiser Stimme fort, „der Retter

ist Euch nahe, wie die Rettung; nur Hoffnung, Muth und Vertrauen, so sind bald alle Eure Leiden geendet."

„Alle meine Leiden?!" seufzte sie, den thränenschweren Blick zum Himmel erhebend; „die kann nur der Tod enden, indem er mich mit Denen vereint, die er mir so grausam als unerwartet entriß."

Wie ein Dolchstich fuhren diese Worte durch das Herz des Schuldigen, und er mußte sich abwenden, um die verrätherische Röthe, welche seine Wangen überflog, vor ihr zu verbergen. Deutlich fühlte er in diesem Augenblick, daß nichts so schrecklich sey, als eine Schuld auf sich geladen zu haben, die durch keine Reue wieder versöhnt werden kann; deutlich fühlte er auch, daß der Fluch, welchen der Greis in der Halle Herrn Ulfs über ihn ausgesprochen hatte, in Erfüllung gehen werde, denn wie sollte noch je wieder die Freude ihren Sitz in seinem Herzen aufschlagen? Standen die Bilder der Gemordeten nicht unaufhörlich vor seiner Seele? mahnte ihn nicht Alles an sein Verbrechen? war nicht auch der Vater selbst ein Opfer derselben geworden, indem der Gram über den entarteten Sohn ihm am Leben nagte? Noch stand das Bild des tugendhaften Königs mit den lebendigsten Farben vor seiner Seele, wie er, seine Schuld vor ihm bekennend, um Vergebung flehend, zu seinen Füßen lag; noch sah er, wie das Entsetzen sich des edlen, menschenfreundlichen Greises bey diesem Geständnisse bemächtigte, und gerechter Abscheu mit der innigsten Vaterliebe rang — noch sah er, wie Kanut voll Entsetzen vor ihm zurückbebte und dann eine Thräne, die erste, welche sein männliches Auge vergoß, über die silbernen Wimpern rann!

Ja, es war der Gram gewesen, der den Vater tödtete, und er, dessen ganzes Leben dem Bestreben geweiht gewesen war, Andre zu beglücken, er mußte aus Kummer über die Verbrechen eines noch immer geliebten Sohnes sterben!

Finster war es in Kanuts Herzen über diesen Betrachtungen geworden; finster und scheu war auch sein Blick, als das Auge der Jungfrau ihn nun suchte und prüfend an seinen Zügen hing.

Immer heftiger tobte jetzt der Sturm, immer unruhiger wurde das Meer; jeder Augenblick drohte das leichte Fahrzeug gegen die Felsen der Norwegischen Küste zu treiben und daran zu zerschmettern. Selbst die sonst so kühnen Seeräuber wurden endlich unruhig, denn solch ein Unwetter erinnerte Keiner, auf offenem Meere erlebt zu haben.

„Es ist aus mit uns," sagte Regner, den düstern Blick bald auf das unter ihnen tobende Meer, bald auf den schwarz umflorten Himmel heftend. „Gerade solch ein Sturm war es, als Olaus, der Däne, mit seinem Schiffe in die Tiefe sank."

„Wer war dieser Däne?" fragte Kanut unruhig; „Wißt Ihr etwas Näheres über ihn?"

„Ein tapferer, verwegener Mann; Mißgeschick führte ihn zu uns, denn König Kanut trachtete ihm, wie man sagt, wegen begangener Verbrechen, nach dem Leben. Er rettete sich durch die Flucht, ging aber mit seiner ganzen Mannschaft in einem solchen Sturme unter; wir mußten ihn sinken sehen, ohne dem tapfern Gefährten helfen zu können, denn genug hatten wir mit uns selbst zu thun."

Furchtbarer Rächer über den Sternen! rief es in

Kanuts Seele, während er schaudernd der Erzählung vom Untergange des Verderbers seiner Jugend zuhörte.

„Wenn wir auch glücklich diese Küste erreichten, so wären wir doch verloren," fuhr Regner fort, „denn hier kennt man uns und unsre kühnen Thaten, und das Ufer wimmelt von König Sveno's Kriegern, die nur einen günstigen Wind abwarten, um nach Dänemark hinüber zu schiffen, wo Harald von England und Sveno von Norwegen sich eine Schlacht zu liefern gedenken, die entscheiden wird, wer der Erbe des verschollenen Bruders seyn soll. Nun, uns wird's, denk' ich, wohl bald ganz gleich seyn, wer den Sieg davon trägt, ob England, ob Norwegen."

Immer mächtiger wurde der Wind, immer stiller die Mannschaft, die dem tobenden Elemente keine Kraft mehr entgegenzusetzen hatte, und sich so ruhig ihrem Schicksale ergeben zu haben schien.

„Es thut mir leid um Euch, daß Ihr so schnell schon mit uns zum Teufel fahren müßt," sagte Regner, indem er Kanut, der sinnend und in sich gekehrt dastand, mit einem grimmigen Lachen auf die Schultern klopfte. „Aber mit gefangen, mit gehangen, wird's hier heißen," fuhr er in demselben Tone fort, „denn entweder zieht uns das Meer sämmtlich in seine Tiefen hinab und wer kein Fisch ist, ersäuft; oder wir fallen den Kriegern in die Hände, die einen kurzen Prozeß mit uns spielen werden, weil wir noch vor wenigen Tagen im Angesichte ihrer einige Hütten am Strande zu plündern wagten. Diesmal ging es gut, aber bey unserm Handwerk kann's nicht immer gut gehn, und nimmt unvermuthet ein ungewünschtes

Ende. Auch Ihr dauert mich, schöne Jungfrau," wandte er sich an Agna; „ich hatte es gut mit Euch im Sinne — hättet dereinst noch Seekönigin werden können — doch was helfen nun die Klagen; am besten ist es, man ergiebt sich, und zwar mit Anstand, in sein Schicksal. Werdet nun ein nasses Brautbett und einen gar kalten Gemahl haben!"

Die Jungfrau saß, während er dieses und noch manches Andere sprach, im stummen Schmerze da. Sie hatte den zitternden Bruder fest an ihr Herz geschlossen und umschlang seinen Leib mit beiden Armen, gleichsam als wolle sie selbst im Tode noch mit ihm vereint bleiben; doch entschlüpfte kein Klagelaut ihren stolzen Lippen.

Jetzt endlich trieb her heulende Sturm das schwache Fahrzeug auf eine im Meer verborgene Klippe, und von dem gewaltigen Stoß borst es mitten von einander, so daß es sich augenblicklich bis oben zum Rande mit Wasser füllte. Alle, die im Schiffe waren, wurden gleich darauf von einer zweyten Welle über Bord gespühlt — auch die Jungfrau sank mit einem lauten Schrey in die Tiefe, den Knaben noch immer fest im Arm haltend. Bald aber kam sie wieder empor, dicht neben ihr Kanut; Beide kämpften mit den Wellen, während alles Andere rund um sie her von dem Wasserschlunde verschlungen war.

„Rettet den Knaben, es ist König Sveno's Enkel!" rief die getreue Schwester, indem sie, von Ermattung überwältigt, das Kind aus ihren Armen losließ. Kanut griff nach Beiden — nur den Knaben erfaßte er — Agna sank rettungslos in die Tiefe.

Wie es Kanut gelang, das ziemlich entfernte Ufer zu

erreichen, wie es ihm gelang, mit seiner theuern Bürde belastet, den tobenden Wellen Trotz zu bieten, wußte er späterhin nicht zu sagen; eine unsichtbare Hand mußte ihn beschützt, mußte Beide gerettet haben, denn nur so vermochte man sich das Wunder ihrer Rettung zu erklären.

Bald umringte ein Haufe Krieger die Geretteten; man hatte vom Ufer aus das Schiff mit dem wild empörten Elemente kämpfen, es endlich untergehen sehen, und war so an eine Stelle geeilt, wo man das grausenvolle Schauspiel näher vor Augen hatte.

Kanut war so ermattet und betäubt, daß er auf keine der an ihn gerichteten Fragen zu antworten vermochte; in stummer Freude aber blickte er auf den Knaben, der gerettet neben ihm lag und noch Zeichen des Lebens von sich gab.

„Gottlob!“ sagte er endlich, „er ist gerettet! ich war es, der ihn rettete!“

Beym Tone seiner Stimme eilte ein junger Krieger auf ihn zu, faßte ihn aufmerksam in's Auge und rief dann voll Erstaunen aus:

„Täuschen mich nicht meine Sinne, so ist es König Kanut, den ich vor mir sehe!“

„Ich bin's,“ entgegnete ihm dieser ruhig; „beginnt mit mir, was Ihr wollt; nur schont das Leben dieses Knaben, das mir theurer ist, als das eigene. Wohl ist es mir bekannt, daß meine Brüder mir nach Krone und Leben trachten, daß sie nicht gewillt sind, mir mein Erbtheil von unserm Vater zu übergeben — mögen sie sich darum streiten, mögen sie mich tödten, nur erstrecke sich ihre

Mordlust nicht so weit, daß sie auch das Daseyn dieses Unschuldigen gefährden."

„Herr, wir hören mit Erstaunen Deine Reden an," sagte Alf, der Anführer der Krieger, indem er ein Knie vor Kanut beugte. „Wer hat es gewagt, Dein edles, männliches Gemüth mit unedler Furcht zu erfüllen? Wisse, daß es Dein Bruder Sveno ist, der hier gebietet, daß er Dich heiß beweint und diesen Kriegszug nur unternommen hat, um Dein rechtmäßiges Erbtheil gegen Deinen Bruder Harald zu beschützen, der es in Anspruch zu nehmen wagte, weil er Dich für verloren hielt."

„Wäre es möglich!" rief Kanut, „so habe ich doch noch nicht Alles verloren? so lebt mir ein Bruder, der mich liebt und meine Rechte vertheidigte?"

„Siehe, Herr, da kömmt er selbst," entgegnete ihm Alf, und in den Kreis der Krieger, die sich ehrerbietig zurückzogen, trat Sveno, der herrliche Jüngling, jetzt König der hohen Nora; er eilte auf den Bruder zu, schloß ihn unter Thränen in seine Arme und dankte Gott, daß der Verlorene endlich wieder gefunden sey, daß der Sturm ihn an seine Küsten geführt habe.

Dann, als der Freude ihr Recht geschehen war, zog Sveno den königlichen Bruder auf die Seite, und diesen voll Schüchternheit und Zärtlichkeit zugleich anblickend, sprach er:

„Obgleich ich Dir nicht nach Krone und Leben trachtete, mein Bruder, so habe ich Dir doch eine Schuld abzubitten: wirst Du mir vergeben können?"

„Was sollte ich Dir zu vergeben haben, der Du so edelmüthig gegen mich bist?" fragte König Kanut — denn

mit diesem Namen begrüßte man ihn jetzt; „doch rede, mein Bruder, laß mich erfahren, welcher geheimen Schuld Du Dich gegen mich anklagst.“

„Brunhildens Liebe ward mir zu Theil,“ entgegnete ihm Sveno; „unsre Herzen fanden sich, ohne daß wir Beide es ahneten, und noch in seiner letzten Stunde segnete unser Vater diesen Bund — kannst Du diesen Raub verzeihen, Kanut?“

Kanut vermochte nicht zu antworten; so war seine letzte, schönste Hoffnung versunken? so sollte die schwererrungene Tugend ohne Lohn bleiben? Finster wendete er sich ab, denn unmännlich schien es ihm, seinen Schmerz zu zeigen vor dem glücklichen Bruder. Wieder mußte er des über ihn ausgesprochenen Fluchs gedenken; ja, freudlos sollte er durch das Leben gehen!

„Du antwortest mir nicht?“ fragte ihn Sveno nach einer langen Pause; „so hat finstrer Haß Dein Herz gegen mich entzündet? O bedenke, mein Bruder, was wäre Dir Brunhildens Besitz ohne ihre Liebe gewesen? — Und mir gehörte ja ihr Herz, wir liebten uns, wir gehörten einander an, so wie wir uns erblickten. Es war damals, als ich, nach Deiner Entfernung, von dem Englischen Zuge zurückkehrte — und der sterbende Vater segnete unsre Liebe!“

„So ist auch er in Haß gegen mich geschieden,“ sagte Kanut dumpf vor sich hin, „denn daß er mir jegliche Freude, jegliches Glück zugleich mit Brunhilden raubte, wußte er. Doch Du, sey glücklicher, mein Bruder! Kein Neid soll meine Seele vergiften, sey glücklich!“

Sveno führte ihn jetzt schweigend zu der hohen Burg am Meere, in der er sich aufgehalten hatte, um sich mit dem ersten günstigen Winde nach Dänemark, zur Vertheidigung der Rechte des verschollenen Bruders, einzuschiffen, denn Harald von England hatte dieses Reich in Anspruch genommen, weil er nach Kanut der Aelteste war, und so ein Recht auf eine größere Erbschaft zu haben glaubte.

Kanut sah Brunhilde, umgeben von königlicher Pracht, sah sie glücklich, geliebt, geehrt, sah seinen Bruder durch ihren Besitz beglückter, als er es je durch seine Krone seyn konnte, und ein tiefer, unheilbarer Schmerz erfüllte seine verdüsterte Seele. — Es litt ihn nicht länger in der Nähe der Glücklichen, und so eilte er, sich mit einer auserlesenen Schaar Norwegischer Krieger, die Sveno ihm willig überließ, nach Seeland einzuschiffen, um dort seine angebornen Rechte gegen einen räuberischen Bruder zu vertheidigen.

9.

Das Land war Haralds Bedrückungen so überdrüssig, daß Kanut ein leichtes Spiel hatte, und bald funkelte die goldene Königskrone Dania's in seinen Locken; Herrscher war er — umgeben von Glanz und Größe, doch glücklich war er nicht!

Die einzige wahre Freude seines Herzens schien der Knabe Sveno zu seyn, der letzte Sprosse Herrn Ulfs und Frau Esthriths, der schön und lieblich an seiner Seite zu einem herrlichen Jünglinge emporblühte. Sveno allein

vermochte es, durch seine sanften Bitten die finstern Dämonen zu beschwören, welche König Kanuts freudloses Herz umkrallt hielten, und ihn so oft zu Thaten hinrissen, welche, wenn sie auch nicht die der Grausamkeit und Ungerechtigkeit zu nennen waren, doch von einer fast unmenschlichen Strenge des Gemüthes zeugten, und ihm in der Geschichte den Beinamen des Harten erwarben.

Auf Kanuts Haupte häuften sich indeß die Kronen, denn nicht lange hatte er regiert, so starb Harald, sein königlicher Bruder von England, und der sanfte Svens machte keine Ansprüche an dieses Reich, denn schon trug auch dieser den Keim eines frühen Todes in seiner Brust. Ach! nur ungern schied er von einem Leben, das ihm die Fülle des schönsten und erhabensten Glücks: Tugend, Liebe, Glanz und Größe, gewährt hatte. In Brunhildens, der noch immer mit gleicher Zärtlichkeit geliebten Gemahlin Armen, schied er in der Blüthe der Jahre hinüber in ein anderes Leben, und so sah Kanut unerwartet drey Kronen auf seinem Haupte vereint.

Jetzt wagte er es nochmals, um die Liebe der Wittwe seines Bruders zu werben; doch auch jetzt noch schlug Brunhilde seine Hand und zugleich mit dieser drey Königreiche aus, die Stille einer fast klösterlichen Abgeschiedenheit all dem Glanze vorziehend, womit sie an der Seite des Ungeliebten sich hätte umgeben können.

Kanut erbebte, als er diese Nachricht vernahm, und schwer möchte es auszumitteln seyn, ob der Zorn des gekränkten Stolzes oder der mildere Schmerz die Oberhand in seinem Herzen hatte; aber immer trüber, immer freud-

loser wurde es in seinem Innern, und seine Unterthanen mußten es empfinden, daß ihr König nicht glücklich war.

„Sie verschmäht mich auch jetzt noch! Sie wagt es, mir zu trotzen!“ rief er empört aus. „Sie will meine Liebe nicht, so soll sie meinen Haß empfinden! Mein soll sie werden, wie sie sich auch sträuben mag, und kann ich ihr Herz nicht erringen, so soll wenigstens ihre Person mir als Eigenthum angehören, denn König bin ich, und was ich wünsche, muß mein werden!“

Nachdem er diesen Beschluß gefaßt hatte, rüstete er ein großes Heer aus, um nach Norwegen hinüberzuziehen, welches Land ihm Magnus, Sohn Olafs des Heiligen, streitig zu machen begann. Mehr aber noch der Wunsch nach Brunhildens Besitz, als der, ein ihm als Erbtheil von seinem Bruder zugefallenes Königreich wieder zu erobern, trieb ihn zu diesem Zuge an, denn Brunhilde, das Aeußerste von seiner Wuth und Liebesraserey fürchtend, hatte sich unter Magnus Schutz geflüchtet, der die königliche Wittwe mit Huld und Freundlichkeit aufnahm.

So wie das hochherzige Volk der Norweger vernahm, daß der Sohn ihres angebeteten Königs Olaf entschlossen war, die Krone seines Vaters wieder auf sein Haupt zu setzen, strömte ihm Alles zu, was nur die Waffen zu führen vermochte, und bald sah sich Magnus von einem tapfern, nach dem Kampfe dürstenden Heere umringt, das vor Begierde brannte, sich mit dem Feinde in offener Feldschlacht zu messen.

Auch Kanut säumte nicht, sich furchtbar zu rüsten, denn ein doppelter Feind war ihm jetzt Magnus, da dieser

sich zugleich unterfing, Brunhilde gegen seinen Zorn, seine brennende Rachsucht zu beschützen.

Sveno, Frau Esthriths Sohn, war indeß zu einem herrlichen, kriegerischen Jünglinge herangereift, und seinem Muthe, seiner Klugheit vertrauend, hatte ihn Kanut mit einem mächtigen Heere nach England hinübergeschickt, dessen unruhige und aufrührerische Bewohner er im Zaume halten, und durch die Gewalt seines königlichen Ansehens zum Gehorsam zwingen sollte; Kanut, der jetzt nichts mehr auf Erden liebte, als ihn, hatte die Konigskrone von England auf das Haupt des siebenzehnjährigen Jünglings gesetzt, weil er nur so das Unrecht, welches er einst gegen die Seinen verübt hatte, wieder gut machen zu können glaubte.

Kaum aber vernahm Sveno, daß sein Wohlthäter von Magnus bedrängt sey, so schiffte er mit einer Schaar auserlesener Krieger nach Dänemark hinüber, um Kanut in dem gefährlichen Kampfe gegen den Norweger beyzustehen, wie er es für seine Pflicht hielt.

Mit Wohlgefallen hingen Kanuts Blicke an dem schönen, kriegerisch gerüsteten Jünglinge, mit Stolz und Freude schaute er auf ihn, wenn er hohe Waffenthaten verübte, und sich vor allen andern Kriegern des Heeres durch Muth und Tapferkeit auszeichnete. Doch vergebens waren alle diese Anstrengungen, Magnus blieb in mehreren Schlachten Sieger, ja endlich fiel sogar der kühne Sveno als Gefangener in seine Hände, und wurde im Triumphe in das Norwegische Lager geführt.

Unermeßlich war Kanuts Schmerz bey dieser Nachricht, denn nie hatte er, nach Brunhilden, etwas auf

Erden geliebt, wie diesen Jüngling, der jetzt der letzte Sprößling des Dänischen Königsstammes war. Vergebens bot er große Summen als Lösegeld für den geliebten Verwandten; Magnus, welcher wußte, wie zärtlich der Jüngling von König Kanut geliebt ward, ließ ihn nicht frey, in der Hoffnung, die Krone Norwegens als Lösegeld für seine Befreyung zu erlangen, und wirklich that er auch diesen Vorschlag an Kanut, der ihn aber voll Verachtung verwarf und eine neue Schlacht wagte.

Doch das Kriegsglück schien gänzlich mit Sveno von seinen Fahnen gewichen zu seyn — wieder erlag er und wieder triumphirte sein Feind; ja, Kanuts Niederlage war so groß, daß er Norwegen räumen und sich nach Seeland zurückziehen mußte, wo er gezwungen war, einen für ihn wenig ehrenvollen Frieden mit Magnus abzuschließen.

10.

Doch kein langes Lebensziel war Kanut dem Dritten beschieden, denn Gram und Unzufriedenheit nagten an seinem Innern. Obgleich er König war und ein großes Reich unumschränkt regierte, war er doch vom Schicksal dazu bestimmt, an jeder schönen Freude des Lebens zu darben, und eine unfruchtbare Krone auf seinem Haupte zu tragen. Der Fluch des Schwedischen Greises, im Angesichte der Leichen Frau Estbriths und ihrer Töchter über ihn ausgesprochen, war an ihm in Erfüllung gegangen: für ihn gab es kein reines Glück auf Erden!

Auch Sveno, der edle, hochherzige Jüngling, wandte sich endlich mit Abscheu von ihm, denn in einem Anfalle seiner finstern Laune hatte der König es ihm selbst verrathen, daß er der eigentliche Urheber des Mordes der geliebten Seinen sey, und so entfloh Sveno, seinen Schmerz in die tiefste Einsamkeit und Verborgenheit tragend, denn Rache vermochte er nicht an dem Mörder zu nehmen, weil dieser ihn mit Wohlthaten überschüttet, nur ihn allein von allen Menschen fast geliebt hatte.

Die Nachricht von Sveno's Flucht traf den König, als er gerade bey einem Festmahle begriffen war, und sie berührte ihn so schmerzlich, daß er todt vom Stuhle sank, so wie man sie ihm hinterbrachte; so hatte denn Sveno, ohne es zu wollen, die Seinen an dem unglückseligen Mörder gerächt, wie zugleich die ewig waltende Gerechtigkeit des Himmels sich auf's Neue offenbart hatte.

Nach Kanuts unerwartetem Hintritt fiel die von ihm bisher getragene Krone König Magnus von Norwegen zu, denn so war es in einem Vertrage zwischen beiden Königen ausgemacht worden. Aber nicht unverkümmert genoß er dieses Glück, denn Sveno, welcher das Blut der Könige Dania's in seinen Adern rollen fühlte, trat jetzt mit seinen gerechten Ansprüchen an die Krone seiner Väter hervor, und suchte durch das Schwert seine Rechte als Enkel Sveno's des Ersten, als letzten Sprößling des erhabenen Königsstammes, geltend zu machen.

Viele muthige und kampfbegierige Jünglinge gesellten sich zu ihm und viele heiße Schlachten wurden geschlagen;

doch Magnus blieb Sieger, denn größere Erfahrung stand ihm zur Seite: Sveno, vom Mißgeschick verfolgt, war gezwungen, wieder nach Schweden zu flüchten, und dort in Verborgenheit zu leben.

Endlich aber versöhnte das Glück sich wieder mit dem königlichen Sprößlinge, denn nach einer kurzen, aber glorreichen Regierung endete König Magnus sein Leben, indem sein Pferd sich unter ihm bäumte, und ihn abwarf, wodurch er einen so schweren Sturz that, daß er auf der Stelle seinen Geist aufgab.

Jetzt war es Brunhilde, die das hochherzige Volk der Dänen und Norweger auf König Sveno's I. Enkel aufmerksam machte, und einstimmig wurde dieser zum Beherrscher beider Reiche ausgerufen.

So trug denn Herrn Ulfs Sohn zwey Königskronen auf seinem Haupte, und zeigte sich durch hohe Tugenden derselben würdig. Brunhilde aber blieb seine Freundin, und obgleich in ihrer vorigen Stille und Abgeschiedenheit fortlebend, verschmähte sie es doch nicht, den jungen König durch ihre weisen Rathschläge zu unterstützen, der sie seinerseits dankbar annahm und mit Eifer befolgte. Sechs und zwanzig Jahre saß König Sveno Esthrithus — so nannte er sich im Andenken an seine unglückliche Mutter — auf dem Throne, und zeichnete sich nicht nur durch große, wahrhaft königliche Tugenden, sondern auch durch seine Frömmigkeit — eine Folge seiner frühern Leiden — so sehr aus, daß sein ehrwürdiger Freund und Rathgeber, der fromme Bischof Wilhelmus von Rothschild, keinen sehnlichern Wunsch hegte, als zugleich mit seinem königl-

lichen Freunde zu sterben, und dieser ward ihm auch vom Geschick gewährt, denn an eben dem Tage, wo man König Sveno Esthrithus Leiche nach der Kirche zu Rothschild führte, hauchte er vor inniger Betrübniß seinen Geist aus, und ruhte dann neben seinem geliebten Herrscher an der Seite der glorwürdigen Vorfahren desselben.

König Sveno'n Esthrithus aber wurde von seinen trauernden Unterthanen in der Kirche zu Rothschild ein Epitaph gesetzt, welches der fernsten Nachwelt noch Kunde von seinen Vorzügen und Tugenden giebt.

Charaden-Sonnett.

Ist für Dein Müh'n und redliches Bestreben
Undank der Lohn, stehst Du verkannt, allein,
Dann soll das erste Paar die Losung seyn,
Und neu sich das gekränkte Herz erheben.

O glücklich, ruft im wechselreichen Leben
Der Holden sanfter Ton: „Auf ewig Dein!"
Und hast Du an der Sehnsucht Ruhestein
Die dritte Sylb' ihr wonnevoll gegeben.

Doch traurig, wenn vor düsteren Gewalten
Sich keines Traums Erfüllung soll gestalten
Das Wort nur gilt, das uns die Letzte spricht! —

Als Blümchen lacht in reiner Himmelsbläue
Das Ganze doch, ein Bild der Lieb' und Treue,
Im Trennungsdunkel auch des Trostes Licht.

Karl Geib.

(Die Auflösung folgt.)

Die Deutsche Kunst.

Unsre Kunst war im Anfange symbolisch; Bedeutung galt ihr als das Höchste und Einzige. Selten stellte sie die treuen Abdrücke des innern Lebens, sie zeigten eine Ruhe auf einen Unsichtbaren, das den Menschen gewisser war, als das Sichtbare. Daher einige Aehnlichkeit der Altdeutschen Bildwerke mit den Antiken, neben großer Verschiedenheit. Zu diesen ist ein Stehen auf sich selbst, ein Bewußtseyn des mit eigner Kraft; wir sehen das Göttliche in den Kreis des Menschlichen gezogen, dort strebt das Menschliche aus sich selbst hinaus, und meist sind die Spuren des Kampfes sichtbar, durch die es sich vom Irdischen losmachte. Selbst die Unschuld übernimmt freywillige Büßung. Später tritt denn auch bey unsern alten Meistern der Ausdruck bestimmter hervor, die Form bildet sich aus, die Falten werden richtiger und malerischer gelegt, das Helldunkel erhält seine Anwendung, aber immer bleibt das christliche Prinzip vorherrschend. Demuth, Vertrauen, fromme Hingebung unterscheiden sich bloß durch Alter und Geschlecht. Das Höchste des Menschen, Lauterkeit des Gemüths, zeigt sich überall als Hauptintention. Wo Handlung dargestellt wird, wie in der Leidensgeschichte, da erscheint alles weniger dramatisch

als lyrisch-episch und sinnbildlich. In den Peinigern sehen wir das böse Prinzip, die Hölle im Kampfe mit dem Himmel. Die Kunst will nicht als Kunst wirken, sondern nur Mittel seyn zur Erhebung. Der fromme Ernst, womit sie geübt wurde, führte zur sorgsamen Vollendung bis in den Beywerken.

Daß die alten Meister für ihre Darstellungen gewöhnlich das Costüm ihrer Zeit gewählt, geschah keineswegs aus Unkunde. In den Klöstern und Stiftern, wo die Mahlerey doch am meisten ausgeübt wurde, fanden sich viele Handschriften aus frühern Jahrhunderten, die häufig mit Miniaturen verziert waren, und ehemalige Trachten, Geräthschaften, Gebäude ꝛc. enthielten. Ausserdem hätte schon das geringste Nachdenken sie auf diesen Unterschied aufmerksam machen müssen, und jene Künstler waren gewohnt, nachzudenken. Sie handelten also auch in Absicht des Costüms mit Ueberlegung. Indem sie Momente aus dem Leben des Erlösers, aus den Geschichten seiner Jünger und Bekenner darstellten, wollten sie das, was ihnen als das Höchste, ja als einzige Beachtungswerthe erschien, sich und ihren Zeitgenossen so nahe bringen, als möglich. Nicht als ein Historisches und darum Fremdes und Vergangenes, sondern als ein Wirkliches, Gegenwärtiges und immer Fortlebendes stellten sie es in ihre Zeit.

In den Köpfen der alten Bilder ist darum auch eine Individualität wie nur im Leben selbst, aber diese Individualität widerstrebt nirgends dem Begriffe.

Indem nun unsre frühere Kunst durch und durch eine christliche war, mußte ihr auch alle Mythologie und selbst

alle Geschichte mißlingen, außer wo die letzte wieder eine religiöse Deutung an die Hand gab. Jetzt ist es anders, und die alten Bilder stehen, im ersten Augenblicke, vor uns wie Gestalten einer andern Welt. Bald aber erwecken sie in uns leise Anklänge aus unsern Kinderjahren, und ergreifen uns mit einer Rührung, ähnlich den Gefühlen beym Wiederanblick der Heimath, von der wir lange getrennt waren.

A. Schr.

Das Traumbild.

Willst Du mir im Schlafe frommen,
Die das Herz im Wachen bricht?
Die in jeden Traum gekommen
Bringen meine Tage nicht.

All mein Geist war in dem Deinen,
Da Du meine süße Braut.
Herrlicher nur Dein Erscheinen,
Doch so freundlich, so vertraut.

Wirres Nichts in allen Räumen
Wenn die Augen offen stehn.
Dürft' ich nie erwachend träumen,
Fromm Dich ohne Augen sehn.

G. Rapp.

Die Mumie.

Haben sie mich losgerissen
Von der hehren Todtenstadt,
Die in ihren Finsternissen
All mein Volk versammelt hat?

Bis zum großen Weltjahr säumend
Stand ich da im Feyerkleid.
Tausend Brüder, um mich träumend,
Wiesen mich zur Ewigkeit.

Fern vom heiligen Gefilde,
Von der Meinen altem Haus,
Staunet ihr an meinem Bilde,
Forschet meine Mienen aus.

Lächelnd ruh' ich euch entgegen;
Manch Jahrtausend sah mich so,
Friedlich in der Zeiten Regen
Seit ich so bin, bin ich froh.

Froh und frey, in meinem Reiche
Denken wir nie an den Tod.
Einem Leben blieb die Leiche,
Das den wahren Frieden bot.

Eingeweiht von Priesterhänden,
Sanften Geistern anvertraut,
Die um mich die Arme wenden,
Ruh' ich, eine reine Braut.

Eine bang Verirrte kehrte
Längst aus mir zum Sternenplan,
Was sie quälte und bethörte,
Nicht was sie geliebt, zerrann.

Sie wird wieder zu mir kehren,
Und gereinigt in der Luft.
Ihre Stimme will ich hören
In der festerhaltnen Brust.

Will mit ihr von dannen schweben,
Kreisen im Planetenchor,
Morgenrothe Flügel heben
Zu der Gottheit offnem Thor.

G. Rapp.

Schläfer und Wecker.

Die Schläfer.

Schweres Herz im leichten Kleide,
Blühend Haupt in Kranz und Leide,
Banger Schmerz in heitern Räumen,
Seht die Wahrheit geht in Träumen.
Störet nicht der Schläfer Wallen,
Schüchtern kommend, still geschieden,
Arglos gut sind wir euch Allen,
Denn der Schlaf hat ja den Frieden.

Die Wecker.

Alter Kopf in Lockenfüllen,
Welker Busen volle Hüllen,
Zahnlos schärfer noch als Messer,
Worte strömende Gewässer.
Wir beherrschen eure Bahnen,
Euch aus euren Träumen schnarrend;
Eurer Narrheit Wetterfahnen,
Laut die von den Dächern knarrend.

G. Rapp.

Seefahrt.

Stern' an Sterne flammen über dir,
Und Verlangen an Verlangen.
Zu den Künftigen entschweben wir,
Lieb' an Liebe zu empfangen.

Sterne flehen hinter Sternen tief,
Unter dir in leisem Schweben.
Was versunken und im Tode schlief
Schreitet her um dich voll Leben.

Lichte Wellenbrüste deine Bahn,
Lösen sich in sanfte Thränen;
Athmen Gegenwart zu dir hinan,
Zwischen Trennungsschmerz und Sehnen.

Marys Traum.

Lieb' Mary auf, lieb' Mary komm,
Ist heller Morgen nun.
„Ich träume ja so hold und fromm,
Ach Mutter laß mich ruhn."

Ach Deine Mutter ist es nicht,
Was jetzt Dein Auge sieht.
Ein Engel weiß wie Mondeslicht
Vor Deinem Lager kniet.

„Du süßer Traum, nicht Traum du bist,
Und doch im Schlaf nur mein!"
Lieb' Mary sanft die Augen schließt,
Und schläft im Todtenhain.

G. Rapp.

Der Emigrant.

Der Graf d'E. sollte in den Tagen des Schreckensystemes, als eines der unschuldigsten Opfer des blinden Partheygeistes, welcher in Frankreich wüthete, fallen! schon hatte ihn ein Geistlicher zum Tode vorbereitet, da trat anstatt des Kerkermeisters, der ihm täglich Wasser und Brot zu bringen pflegte, sein treuer Diener Hipolit in das schauerliche Gefängnißgewölbe. „Wechselt geschwind Eure Kleider mit mir, geht geradezu, ohne Jemand anzureden, den Gang zur Rechten, er führt Euch auf die Straße, dort wendet Euch links hinab, beeilt Euch, das freye Feld zu gewinnen, und den nahen Wald zu erreichen, dann seyd Ihr für den Augenblick geborgen. Gott sey mit Euch! Um mich habt keine Sorge, ich habe Maßregeln getroffen, die mir die Gewißheit geben, Euch bald folgen zu können.“ Also redete der treue Diener zu seinem Herrn, dem er weder zum Fragen noch zum Ueberlegen Zeit ließ; der Graf nahm den Vorschlag des edeln Dieners dankbar an, nicht ahnend, daß dieser durch das seinem Herrn gebrachte Opfer das eigne Leben aufs Spiel setze. Täglich sah man in jenen fürchterlichen Tagen neue Schlachtopfer menschlicher Grausamkeit unter der Guillottine verbluten, und unschuldig Verfolgte sich vor

dem Späherblick ihrer Verfolger verbergen; so eilte jetzt auch der unglückliche Graf in sichtbarem Zagen vor dem Hause eines Schullehrers vorüber, sich ängstlich nach allen Seiten umschauend. Ein junges Mädchen stand unter der Thür; von Mitleid und Theilnahme ergriffen, rief es dem Fliehenden zu: „Sie sind verloren, mein Herr, wenn Sie weiter gehen!“ — „Und wenn ich umkehre,“ erwiederte er, „erwartet mich dasselbe Loos; allenthalben erblicke ich nur Tod und Verderben, und keinen Ausweg kann ich finden.“ — „Einen biete ich Ihnen, treten Sie, statt die Zeit mit Zweifeln zu verlieren, geschwind in unser Haus,“ erwiederte das gute Kind, und der Graf folgte dem freundlichen Rufe der Unschuld, die ihn anlächelte, wie ein Engel des Lichtes. Ohne Vorwissen des Vaters, der vielleicht nicht den Muth gehabt hätte, den Verfolgten aufzunehmen, verbarg Amanda den armen Flüchtling vor den Nachstellungen seiner Feinde. Sie führte ihn durch den Hofraum in eine Scheune, wo sie ihn sorgfältig verbarg; doch als es Nacht zu werden begann, kamen einige Soldaten, um an demselben Orte eine Schlafstelle zu suchen. Das Mädchen folgte ihnen unbemerkt nach, und als sie eingeschlafen waren, wollte es den Augenblick benutzen, um den Armen in Sicherheit zu bringen; als sich indessen Beide ganz leise entfernen wollten, erwachte der eine Soldat und donnerte ihnen ein schreckliches „Wer da?“ entgegen; der Andere hatte indessen den bebenden Grafen fest am Arm gefaßt, während das Mädchen im Bewußtseyn des reinsten Willens seine Besinnung nicht verlor, sondern ihnen unerschrocken zurief: „Was lärmt ihr ohne Noth? Der Vater und ich wollten

blos der Feuersgefahr wegen nachsehen, ob Ihr nicht etwa Tabak rauchtet, und eben waren wir im Begriff, uns wieder leise zu entfernen, ohne Euch zu stören." Der Soldat ließ lachend seine Beute los, und so entkamen Beide unter dem Schutze der Nacht. Das beherzte Mädchen schloß sogleich dem Flüchtigen eine Kirche auf, in der man beym bleichen Schimmer einer ewigen Lampe nur leere Wände sah, welche die Habsucht oder der Geist der Verwüstung ihres Schmuckes beraubt hatten. Hinter dem Altar zeigte es ihm eine verborgene Thüre, nur demjenigen bemerkbar, der sie kannte. „Sehen Sie, mein Herr!" sprach die Führerin, nachdem sie die Thüre geöffnet hatte, „diese Treppe führt Sie in ein finsteres Gewölbe, wo seit Jahrhunderten die Abkömmlinge edler Geschlechter ruhen; hier, in dieser schauerlichen Gruft, wird man Sie nicht suchen, wenn Sie Muth haben, unter den Todten zu weilen, bis es mir möglich seyn wird, Sie ganz zu befreyen."

Der Graf besann sich keinen Augenblick, er steigt hinab, und die Thür fällt mit dumpfem Schlage hinter ihm zu. Geschieden von den Lebenden, irrt er lange im Dunkeln einher; nach und nach gewöhnt sich erst sein Auge an die Nacht um ihn her, er geht weiter, immer tiefer abwärts führt ihn ein breiter Gang, und er findet in dämmernde Schatten eingehüllt, die Wappen seines Geschlechtes. Beym matten Schein einer wenig besorgten Lampe erkennt er die Grabstätte seiner Voreltern, ihre Manen mit Ehrfurcht und Rührung begrüßend. Im Uebermaß der Empfindung, die ihn bestürmt, sinkt er nieder auf den Marmor, der die Vorangegangenen um-

schließt. „O ihr! in stiller Ruhe und ewigem Frieden an diesem geweihten Orte Schlummernde," spricht er, „wohl euch, kalter Marmor deckt eure irdischen Reste, doch kälter noch als diese Steine sind in unsern Tagen die Herzen der Menschen, denen das Heiligste, was alle Nationen ehrten, nicht mehr achtungswürdig erscheint. Würden sie doch selbst diese friedlichen Wohnungen des Todes entweihen, und eure Gebeine Preis geben dem Spott entmenschter Thoren, schützte euch nicht eure tiefe Verborgenheit vor ihrer feindlichen zügellosen Wuth." Seine Phantasie führte ihm tausend Scenen aus den Tagen seines früheren Lebens zurück; er verglich die Stunden einer harmlosen Jugend mit dem schrecklichen Zustande seiner gegenwärtigen Lage, und niedergedrückt von dem Gewicht seiner Leiden, sehnte er sich hinab in die Wohnungen der Ruhe, in die Arme seines schlummernden Geschlechtes. Doch plötzlich trat mit lieblichen Zügen das Bild seiner Gattin, die er unter tausend Gefahren hatte zurücklassen müssen, als man ihn gewaltsam von ihrer Seite riß, vor seine Seele, ihn aus seinen dumpfen Unmuth erweckend. Tausend Erinnerungen an vergangene glückliche Tage riefen ihn wieder in's Leben zurück, und es erhob sich in seiner Seele die tröstende Hoffnung, die geliebte Gattin noch einst unter den Lebenden zu finden; im Drang abwechselnder Gefühle behielt der Glaube an eine mächtige Hand, die durch edle Menschen wirkt, sein Recht in seinem Gemüthe, und er sehnte sich, gestärkt durch freundliche Hoffnungen, wieder hervor aus seinem grauenvollen Aufenthalte, hinaus unter die Lebendigen. In diesem Zustande brachte er zwey Tage

und zwey Nächte zu, bald hoffend, bald dem Schlimmsten entgegensehend; allein noch immer kehrte seine Befreyerin nicht wieder; er fürchtete, sie könnte das Opfer ihrer edeln Theilnahme geworden seyn; dann glaubte er sich von ihr verlassen, und zu allen diesen Leiden, die eine gereizte Phantasie vergrößerte, gesellte sich auch noch das Gefühl des Hungers und Durstes. In solchen Momenten sah er schon mit gräßlichen Zügen das Bild eines weit schrecklichern Todes vor sich, als der, dem er entronnen war. Sein Muth schwand mit seinen Kräften dahin, und ermattet sank er, beynahe ohne Bewußtseyn, auf einem der Monumente seiner Voreltern nieder. Doch bald vernahm er die Stimme seiner Retterin, die ihm zurief, hinauf zu steigen. Freude und zugleich das Gefühl des Mangels an Kraft ergriffen ihn auf eine seltsame Weise, die Worte wie die Glieder versagten ihm ihren Dienst; vergebens wiederholte das arme Mädchen seinen Ruf, vergebens war das angestrengte Bestreben des Grafen, ihr zu antworten, oder sich ihr zu nähern; im verzweiflungsvollen Zustande eines lebendig Begrabenen hörte er mit Entsetzen, wie sie wehklagend die Thür wieder verschloß. Im Uebermaß der Todesfurcht strengte der Beklagenswerthe seine letzte Kraft an. Die Liebe zum Leben siegte über die erschlaffte Natur; er rief seinem Schutzengel nach, und glücklicherweise vernimmt das Mädchen seine Stimme noch, eilt dem Verlaßnen zu Hülfe, und genießt der Freude, daß, nachdem er sich durch Speise und Trank gestärkt hatte, seine betäubten Kräfte allmählich zurückkehren. Amanda erzählte ihm, wie sie durch die unanfhörlichen Nachforschungen der blutdürstigen Horden verhindert worden, ihm

früher Beystand zu leisten, die allenthalben ihre Wachen aufgestellt hätten, wie sie aber nun mit Zuversicht hoffe, ihn in wenigen Tagen gänzlich befreyen zu können. Doch eben als sie den Gestärkten, Beruhigten, zu neuer Hoffnung Erwachten, wieder verlassen wollte, ließen sich dumpf und fürchterlich die Töne klirrender Waffen im weiten Gewölbe der Kirche vernehmen; es waren Soldaten, denen der Schullehrer die Thür der Kirche hatte öffnen müssen, indem er beschuldigt war, einen Emigranten in diesen geheiligten Mauern verborgen zu haben; um so williger genügte der arme Mann dieser Aufforderung, da ihm von dem gewagten Unternehmen seiner Tochter nichts kund geworden war. Nichts entging dem Auge der Späher, alle Winkel durchsuchten sie, überall hin richtete sich ihr forschendes Auge. Schon vernahmen die Geängsteten in ihrem Hinterhalte Fußtritte nahe bey der verborgenen Thür. Gott! welch ein schrecklicher Augenblick für Beide! Mit Zittern horchten sie auf jeden Laut, jeder Schritt über ihren Häuptern hallte furchtbar in ihrem Innersten nach; schien er ihnen doch das Erscheinen ihres letzten Augenblicks anzukündigen. Doch stiller wird's, die Schritte hallen leiser; ferner — immer ferner — tiefe Stille erfolgt, freyer athmen die beklommnen Herzen. Amanda schlich leise zur Kirche hinauf, jeden Winkel durchspähend. Da sie nichts Unheimliches mehr fand, kehrte sie zurück, sprach dem Geängsteten Muth ein, und entfernte sich mit dem Versprechen, bald wiederzukehren. Von nun an kam sie jeden Morgen vor Anbruch des Tages mit Speise und Trank zu dem Verborgengehaltenen, der noch manchen Tag und manche schauervolle Nacht in dieser Wohnung

des Todes verweilen mußte, bis sich endlich die Ruhe wieder einstellte, und ein Zwischenraum eintrat, in dem er ohne Gefahr den Wanderstab ergreifen konnte. Mit tiefer Rührung nahm er Abschied von der Ruhestätte seiner Voreltern, bey welchen er eine Freystätte gefunden hatte, doch gerührter noch von seiner edelmüthigen Retterin, von ihr, die, ohne zu beachten, daß ihr eignes Leben in Gefahr war, die Großmuth übte, den Armen des Todes eine sichre Beute zu entreißen. Als der Graf Amanden scheidend die Gefühle seines dankerfüllten Herzens äußern wollte, erwiederte sie mit sanfter Wehmuth: die Erfüllung der heiligen Pflicht ächter Nächstenliebe verdient keinen Dank, da ja der Rettende stets glücklicher zu achten ist, als der Gerettete! Die Lippen des Scheidenden verstummten, doch in seiner Seele sprach das Gefühl der Dankbarkeit lauter, als irgend Worte es vermocht hätten. Und wie so glücklich fühlte sich das gute Mädchen im Genusse des Bewußtseyns, eine edle Handlung geübt zu haben!

Die Hoffnung, welche dem unglücklichen Grafen einst in der düstern Nacht seines Daseyns neuen Lebensmuth wie neue Kraft gegeben, und in ihm die Liebe zum Leben wieder erweckte, hatte ihn nicht getäuscht; er fand Ersatz für die düstre Vergangenheit in den Armen seiner zärtlichen Gattin, und kein Tag verging, an dem er nicht mit der sanften Gefährtin seines Lebens die Segnungen des Himmels erflehte für das treffliche Wesen, welches ihn für diese Wiedervereinigung erhalten hatte. Beide Gatten waren dem zerrütteten Vaterlande entflohen. An den Ufern des Neckars, in einem der freundlichsten Thäler, wo eine

Ruine aus alter ritterlicher Zeit die andre begrüßt, und gleichsam ihren Verfall der Nachbarin klagt, hatten sich die Wiedervereinten niedergelassen. Getäuscht durch die Hoffnung, bald wieder zu dem Besitz ihrer Güter zu gelangen, ergriffen sie mit Muth das einzige Mittel, welches ihren Unterhalt bis zur Zeit der Heimkehr sichern konnte: in dem benachbarten Städtchen, so wie auf den Edelhöfen in der Nähe, verkaufte der Graf die von seiner Gattin verfertigten Stickereyen, und fühlte sich glücklich, wenn er diese, so wie die gelungenen Produkte seiner Muße: seine Zeichnungen, nicht vergebens feil bot. Eines Tages begegnete der Graf auf einer seiner Wanderungen einen ärmlich aussehenden Bettler, dem er eben eine kleine Gabe mittheilen wollte, als ihm dieser zurief: „Ach, so finde ich Euch endlich noch unter den Lebenden, mein edler, so schmerzlich von mir beweinter Gebieter!“ Es war jener treue Diener, der ihn durch eine beyspiellose Aufopferung aus den Banden, aus den Armen des Todes befreyt hatte, der seinen Herrn bisher vergebens aufgesucht, und den — gewöhnliche Menschen nennen es Zufall, tiefe Gemüther höhere Leitung — da, wo er es am wenigsten gehofft, zu dem lange Betrauerten zurückführte. Beider Freude war gleich groß und herzlich. Als aber der treue Diener am Abend die ärmliche Wohnung und das noch ärmlichere Hausgeräthe seiner Gebieter sah, und die Dürftigkeit bemerkte, worin sie lebten, faßte er im Stillen den Entschluß, ohne ein Wort darüber zu äußern, nach Frankreich zurückzuwandern, um in den verborgenen Gewölben des von seiner Herrschaft früher bewohnten Schlosses einen Theil der von ihm für sie bewahrten

Schätze zu holen. Schon die Sonne des folgenden Tages ging ihm fern von dem Dorfe auf, wo die sich angesiedelt hatten, denen er Hülfe zu bringen gedachte. Bekannt mit der heimathlichen Gegend, mit den Menschen, denen er vertrauen konnte, jeden geheimen Pfad kennend, kam er glücklich an die Stelle, wo er unbemerkt beym Sternenlicht so viel Gold und Edelgesteine, als er, ohne Verdacht zu erregen, bey sich sich tragen konnte, zu sich nahm, und dann eiligst den Rückweg antrat. Sein Herr hatte ihn schmerzlich vermißt, und einige Zeilen, die Hipolit zurückgelassen hatte, stimmten ihn zu tiefer Trauer, da sie die Aeußerung enthielten, daß Hipolit durch seine Gegenwart nicht noch die Existenz seines Herrn erschweren könne, daß er Arbeit suchen, und einst, wenn ihm das Schicksal günstig sey, als sein treuer Diener wiederkehren wolle. Hätte der Graf das edelmüthige Unternehmen dieses guten Menschen ahnen können, nimmermehr würde er zugegeben haben, daß er abermals sein Leben auf's Spiel setzte, um die Noth der unglücklichen Familie zu mindern. Hipolit hatte indessen seine Bürde glücklich bis in die Schweiz gebracht; seine Gewandtheit hatte ihn mancher Gefahr entrissen, allein seine Kräfte erlagen der allzugroßen Anstrengung; ermattet, gänzlich bewußtlos, sank er am Abhange eines Hügels zur Erde, und als er endlich wieder erwachte, fand er sich unter Unbekannten in einem reinlichen, aber kleinen Zimmer: vor ihm stand ein langer, hagerer, sehr ernster Mann. Der Mann hatte, als er ihm Hülfe leistete, und ihn in seine Wohnung trug, die Bürde entdeckt, die er verborgen in einem Gurt um den Leib trug. „Ich bin in Euern

Händen," sprach Hipolit, „doch wenn, wie ich hoffe und glaube, ein menschliches Herz in Euern Busen schlägt, so werdet Ihr mich nicht verrathen. Nicht mein sind die Güter, die ich trage, sie gehören einem würdigen, edeln Herrn, der die Gunst des Schicksals nie mißbrauchte, die ihm ein Recht gab, über mich zu gebieten. Mein Glück ruht in Euern Händen, denn ich kenne kein höheres, als ihm ein Retter in der Noth zu seyn." Der alte Mann erdrückte eine Thräne im Auge und entgegnete: „Du bist so sicher in dieser Hütte, wie in einem Heiligthum, wohin ein guter Geist Dich geleitet. Pflege der Ruhe, Erholung ist Dir vonnöthen. Fühlst Du Deine Kraft wiederkehren, so will ich Dich selbst über die Grenze geleiten, wo Du nichts mehr zu fürchten hast. Doch Eines versprich mir, ich habe einen größern Schatz verloren, als der, den Du trägst; ein Haufen zügelloser Halbmenschen entführte mir diese Nacht meine einzige Tochter auf gewaltsame Weise. Sie war die einzige Stütze meines hülflosen Alters, welches so leicht unterliegt, wenn der letzte Trost ihm entrissen wird. Du bist rüstig und stark, es gebricht Dir nicht an Muth, kehre wieder, und hilf mir meine Tochter befreyen, denn die Kraft meiner Arme ist schwach, und die Jugend ist erfinderischer als das Alter. Hipolit versprach aufs heiligste, wiederzukommen, sobald möglich, und eilte, sobald seine Kräfte wiedergewonnen waren, in froher Hast nach dem einsamen Dörfchen am Neckar, wo er den Grafen verlassen hatte. Doch wer schildert seinen Schrecken und sein wehmüthiges Gefühl, als er vernahm, der Graf habe mit seiner Gemahlin und seinen zwey Töchtern von 3 und 4 Wochen die Gegend

verlassen, um sich nach dem nördlichen Deutschland zu begeben, doch wisse Niemand bestimmt, wohin er sich gewendet. In dieser traurigen Ungewißheit glaubte er zuerst sein gegebenes Wort erfüllen zu müssen. Schon nahte er sich dem einsamen Hause, dessen Bewohner ihn so gastlich gepflegt hatte, da sah er vor der Thür einen offenen Sarg, und in demselben lag der ernste Mann, dem er versprochen hatte, seine Tochter befreyen zu helfen. Ein junges Mädchen trat eben weinend dem Pfarrer entgegen, der gekommen war, den Todten zu seiner Ruhestätte zu geleiten. Doch der Worte nicht mächtig, verlor sich ihr Schmerz in stumme Trauer, und ein tiefes, schauerliches Schweigen herrschte unter den Versammelten. Hipolit gesellte sich dem Leichenzuge bey, und begleitete dann die trostlose Tochter wieder zurück in ihre verlaßne Hütte. „Möge es Euch nicht befremden," begann er, „daß ich, ein Fremder, die Trauer Eurer Seele mit Euch theile; der todte Mann, den wir so eben zur Erde bestatteten, hatte mich vom Untergang errettet, ihm gelobte ich, die verlorne Tochter aufzusuchen, und sie zurückzuführen in seine Vaterarme, und jetzt, da ich komme, um mein Wort zu lösen, finde ich ihn auf der Bahre. Seine Hülle ruht im Schooße der mütterlichen Erde, doch aus höhern Räumen schaut vielleicht sein Geist mitleidig auf den irdischen Schmerz herab. Doch jetzt erlaubt mir die Frage," fuhr er nach einer Pause fort, „wem habt Ihr die Befreyung aus den Händen Eurer Räuber zu danken?" — „Ihm einzig, ihm, dem Dahingegangenen, der in seinem Feuereifer gegen Zügellosigkeit und Unrecht, der Zeit nicht harren konnte, wo ihm die jugendliche Kraft Eures

Armes zu Hülfe gekommen wäre. — Als der beste der Väter meinen Aufenthalt aufgefunden hatte, entriß er mich einem gedungenen Wächter, der nicht den Muth hatte, mit ihm zu kämpfen, doch ihm hinterrücks einen meuchelmörderischen Schuß versetzte, den er erst, nachdem er mich in Sicherheit gebracht hatte, zu fühlen vorgab, und in Folge dessen er nach wenig Stunden seinen Geist aufgab. Sein letztes Flehen war, daß mir der Himmel Schutz in meiner Verlassenschaft senden möge, und es ward dem Sterbenden gewährt: denn der Mann, der mit Gefahr seines eignen Lebens seinen Herrn zu retten strebt, ist meines Vertrauens werth, und ich glaube im Geiste meines geliebten Vaters zu handeln, wenn ich in ihm den Beschützer erkenne." — Mit Hülfe einiger guter Menschen verschafften sich Beide einen Paß, nach welchem sie als Geschwister, um der heimathlichen Bedrängniß zu entfliehen, ihrer Herrschaft nach Deutschland folgten. Sie traten nun ohne Plan, einer höhern Leitung fest vertrauend, die Reise auf gut Glück an; doch später ließ Hipolit das leidende Mädchen in der Pfalz bey einer ihm bekannten, aus Frankreich gewanderten Familie zurück, die es freundlich aufnahm und ihm die herzlichste Theilnahme bezeigte.

Hipolit konnte nun schneller und ungehindert seinen Plan befolgen; er durchwanderte viele Städte und Dörfer des nördlichen Deutschlands, doch nirgends fand er, was er so emsig aufsuchte. Traurig und unmuthsvoll saß er eines Abends in einer Dorfschenke an der Landstraße, wo er übernachten wollte; da trat der Geistliche der Gemeinde herein, und bat die in der Trinkstube versammelten Gäste

um eine milde Gabe für eine ausgewanderte Familie, welche sich bisher durch Arbeit genährt habe, nun aber, da die Frau von zwey Knaben entbunden worden, thätiger Unterstützung bedürfe. Der brave, theilnehmende Pfarrer, ein treuer Rathgeber und Fürsprecher der Verlassenen, wußte den Zustand dieser, den Greueln ihres Landes entflohenen Fremdlinge, die im kältern Norden Schutz suchten, so herzergreifend zu schildern, daß alle Anwesenden gern gaben, was Jeder vermochte. Schon ging unserm Hipolit ein neuer Stern der Hoffnung auf, allein seine Strahlen wurden umwölkt, als man ihm den Namen der Familie nannte, der ihm gänzlich fremd war. Schon wollte er am folgenden Morgen seinen Weg weiter fortsetzen, als ihm einfiel, er würde ganz nach dem Wunsch seines Herrn handeln, wenn er der Wöchnerin einige Goldstücke mittheilte, da er, um kein Aufsehen zu erregen, am Abend dem Geistlichen nur eine kleine Gabe gereicht hatte. Er fragte nach der Wohnung der Emigranten, und ward in einem kleinen Hause eine steile Treppe hinauf in ein Dachstübchen gewiesen. Ehe er es noch erreichte, erkannte er mit namenloser Freude den treuen Pudelhund seines Herrn, der ihn bewillkommte wie einen alten Bekannten. Still, als hätte er noch keine Spur von den Gesuchten gefunden, doch überzeugt, daß er seinem Ziele nahe war, entfernte der Getreue sich eiligst, und suchte sich gleich mit Allem zu versehen, was er in diesem Augenblick als die nöthigsten Bedürfnisse betrachtete. Schwer beladen mit den erkauften Dingen, kehrte er dann wieder. Wer schildert die Freude, die sich hier von allen Seiten so wahr aussprach. Diese Hülfe

in der Noth, wer hatte sie erwartet, wer nur von fern geahnet, und diese Hülfe, geleistet durch den treuesten Diener? Ach! wie unendlich vermehrte das den Werth der Gabe. Sobald es die Wöchnerin vermochte, trat man die Reise nach Heidelberg an, wo sich in der Zwischenzeit so manche Familien angesiedelt hatten, um unter den Herrlichkeiten einer belebenden Natur sich neuen Muth zur Ausdauer zu sammeln, bis zur Heimkehr. Dort entdeckte der Graf zu seiner nicht geringen Freude in der Schutzbefohlnen Hipolits des Schullehrers großmüthige Tochter, die einst in den wilden Ereignissen der Zeit die Retterin seines Lebens gewesen war. Der edle Mann wollte Beide vereinen zu ewigem Bunde, allein Amanda sprach: „ich schätze zwar Hipolit sehr hoch, ich achte in ihm den eignen Beschützer, und ehre den Retter seines Herrn; allein ich habe nur einmal geliebt. Diese Liebe habe ich wie ein Heiligthum in meiner Seele bewahrt, denn sie war nicht von dieser Welt; als ein reines Opfer legte ich sie nieder auf den Altar der Ewigen. Sie bindet mich an Alle, denen ich meine Pflege widmen kann; laßt, o laßt mich Eure und Eurer Gemahlin treueste Dienerin seyn! Sind ja doch nicht Alle berufen, in irdischen Verbindungen ihr Glück zu finden; mein Glück ruht außer den Grenzen einer Welt, wo ich so viel Elend sah. Der Frohsinn meiner Jugend ist zerstört, und auf dieser Erde lösen sich mir nie die Räthsel unbegreiflicher Verhängnisse. Möge die Auflösung einer andern Welt vorbehalten bleiben, wo entwickelt werden wird, was die Gegenwart im ewigen Nebel hüllt. O laßt mich frey seyn, und pflichtgemäß handeln.“ — Der Graf drang nach dieser

Erklärung nicht weiter in sie, um sie zu einer Verbindung zu überreden, die nicht mit ihrem Gefühl harmonirte. Hipolit, aufgefordert von dem Grafen, ergänzte die Geschichte durch die Erzählung, wie es ihm erging, als er sich die Ketten seines Herrn freywillig angelegt hatte. Durch Bestechung des Kerkermeisters war es ihm nämlich gelungen, diese Verwechslung vorzunehmen, die auch gar nicht einmal bemerkt ward, als er am folgenden Morgen mit einer Menge Verurtheilter von den National-Garden zum Blutgerüste geführt ward. Einer der Vollstrecker menschlicher Gewaltthätigkeit, den Hipolit früher mit Lebensgefahr aus den Fluthen rettete, fühlte in diesem schrecklichen Augenblick die Regungen der Dankbarkeit, und das Beil, gelenkt mit geschickter Hand, verfehlte dies Opfer. Lebendig unter den Todten, fühlte er sich befreyt von dem kalten Hauch des gewissen Todes. Unter dem Schutze der Nacht entkam er, gerettet durch die Macht eines plötzlich erweckten Dankgefühles, um der Retter einer edeln Familie zu werden, in deren Mitte er nun die schönsten Tage verlebt; denn nachmals gelang es dem Grafen, wieder zu dem Besitz seiner Güter zu gelangen, wo er jetzt in abgeschiedener Stille, nicht den erhitzten Gemüthern der entzweiten Meinungen fröhnend, Alle die ihm nahe stehen, zu erfreuen und zu beglücken sucht, und in diesem Streben seines klaren, ruhigen, selbstständigen Geistes, findet er das Glück dieses flüchtigen Erdenlebens, wie den Ersatz für seine frühern Leiden.

Elisabeth v. Walde.

Der Baum des Glaubens.

Auf der Schöpfung Frühlingsauen
Stand ein Baum in hoher Kraft,
Lieblich war er anzuschauen,
Heilend war der Früchte Saft.

Doch es künstelten die Thoren
An der Gabe der Natur,
Manche Blüthe ging verloren,
Wenig Früchte reiften nur.

Und es sank sein höh'res Leben,
Denn ihn schützte keine Hand,
Deren reineres Bestreben
Trug und Irrthum überwand.

Und mit schonungslosen Händen,
Griffen ihn die Frevler an,
Um verletzend ihn zu schänden,
Strebten Heucheley und Wahn.

Nicht der Thau der Liebe tränkte
Seines innern Lebens Gluth,
Doch wer seine Kraft ihm schenkte
Hob von neuem seinen Muth.

Und ein guter Geist benutzte
Einen Kern zur spätern Saat,
Mit getreuer Hand beschützte
Er die Keimen früh und spat.

Nicht auf eitler Ehrsucht Höhen
Nein, in stiller Einsamkeit,
Wird der Wandrer Früchte sehen,
Den die Blüthe schon erfreut.

Henriette Marie von Frankreich.

Biographische Skizze.

Nach Chateaubriand *) mitgetheilt von Albano.

Henriette Marie, das sechste Kind des großen Königs Heinrich IV. von Frankreich, wurde am 25. November 1609 geboren — ihre Geburt fiel sechs Monate vor der schändlichen Ermordung ihres Vaters, ihr Tod neun Jahre nach der Hinrichtung ihres Gatten. Am 11. May 1625. ward sie dem Könige Karl I. (Stuart) von England vermählt: der Heirathscontract, unter den Augen des Pabstes (ihres Taufzeugen — Urban —) abgeschlossen, enthielt manche, der katholischen Religion vortheilhafte Klauseln — der Pater Berullus und zehn Priester von der neugestifteten Congregation des Oratoriums, die bald darauf durch Kapuzinermönche ersetzt wurden, begleiteten die junge Königin nach England. Diese, übrigens in politischer Hinsicht so ehrenvolle und vortheilhafte — ka-

*) Freye Bearbeitung eines Bruchstücks aus des Vicomte v. Chateaubriand historisch-politischem Versuche: Les quatre Stuart (Oeuvres de Chateaubriand. XII. Livraison. Mélanges et Poésies. (Bruxelles, Weissenbruch, 1828.) S. 117 — 359.

tholische — Heirath war ein großes Unglück für Karl I., denn das Zeitalter des puritanischen Fanatismus, der wüthendsten Religionsschwärmerey, brach herein. Der Haß des Volkes brach zuerst gegen die Königin aus — er fiel auf den König zurück.

Die Vorboten der großen Staatsumwälzung, welche die Stuarts zuerst des Englischen Thrones beraubte, den sie einige Jahrzehnte später, nach kurzem Wiedergewinnen, aufs neue und für immer verlieren sollten, zeigten sich schon. Wegen der Weigerung des Parlaments, den von dem Könige verlangten Geldzuschuß zur Unterstützung seines Schwagers, des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz (Gemahl Elisabeth Stuarts, Jakob I. Tochter) zu bewilligen, hob Karl das Parlament auf. Im J. 1628 sah sich der König genöthigt, ein neues Parlament zusammenzurufen, das durch die berühmte Bill der „Petition der Rechte" den ersten Stein zu der constitutionellen Freyheit Englands legte. Zuletzt brachen sogar handgreifliche Unruhen in diesem Parlamente aus, so daß, nach der Ermordung des Ministers Buckingham (1628) der König sich gezwungen sah, auch dieses wieder aufzulösen.

Es ist unmöglich, in die Gründe einzudringen, welche Henrietten Mariens Handlungen während des Beginnes der großbritanischen Unruhen bestimmten: man findet sie bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges im Interesse des Parlamentes; sie beschützte Sir Henry Vane, welcher den Bruch des vierten Parlamentes (1640), das Lord Wentworth (Graf v. Strafford) mit so vieler Kunst leitete, mit dem Könige herbeyführte; sie begehrte

die Zusammenberufung des fünften Parlaments, das den König aufs Schaffot brachte; sie entriß dem Könige die Bestätigung des Urtheils, welches Strafford traf; durch ihre Protektion füllte sich der Rath des Königs mit Feinden der Krone. — Lebte Henriette Marie in häuslichen Mißverständnissen mit dem Könige. Bossuet, der große Kanzelredner, läßt in seiner Leichenrede auf die Königin etwas von einer geheimen Trennung merken. „Gott," sagt er, „hatte dem Könige von England in dem unendlichen Liebreiz seiner Gemahlin einen unschuldigen Reiz bereitet. Sie besaß seine Zuneigung, denn die Wolken, die sich im Anfange gezeigt hatten, schwanden bald" ꝛc. ꝛc. Jetzt waltet kein Zweifel mehr über die Art der Mißverständnisse, die das königliche Paar einen Augenblick trennten. Erzogen in einer absoluten Monarchie, in einer Religion, deren Prinzipien unbeugsam sind, an einem Hofe, wo man den Frauen Alles nachsah, in einem Lande, wo die Sinnesart leicht und beweglich ist, war Henriette im Anfange ein capriciöses Kind, das seinen Willen, seine Religion und seine Laune zugleich herrschen lassen wollte. Die Priester, Damen und Edelleute, welche sie mitgebracht, wollten, die Einen ihren Cultus in seinem völligen Glanze feyern, die Anderen ihre Moden einführen, und sich über die Gebräuche eines barbarischen Hofes lustig machen. Karl, von allen diesen Prätensionen belästigt, schickte die Suite der Königin nach Frankreich zurück. Er beschwert sich über Henrietten Mariens Benehmen in einem Briefe an den Französischen Hof, vom 12. July, 1626.

„Der König von Frankreich und seine Mutter," sagt er, „wissen von den Aergernissen und Mißverständnissen, die zwischen meiner Gemahlin und mir statt gefunden, und alle Welt weiß, daß ich sie bisher mit großer Geduld ertragen, in dem Glauben und der Hoffnung, daß es besser gehen würde, weil sie noch sehr jung war, und Alles mehr von den schlimmen Berathungen ihrer Dienerschaft, die nur ihr eigenes Interesse im Auge hatte, als aus ihrem eigenen Gemüth herkam. Wirklich konnte ich auch, als ich nach Dover zu ihrem Empfange mich begab, nicht mehr Zeichen von Achtung und Zuneigung erwarten. Das Erste, was sie mir sagte, war, daß sie, sehr jung und in ein fremdes Land kommend, dessen Gebräuche und Sitten sie nicht kenne, viele Fehler begehen könne, und daß sie mich bitte, über Fehler aus Unwissenheit nicht böse zu werden, bis ich sie des Besseren unterrichtet habe. Aber sie hat ihr Wort nicht gehalten. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft brachte Mad. de St. Georges sie dermaßen gegen mich auf, daß ich nicht sagen kann, daß sie mir zwey Tage nacheinander mit der gebührenden und verdienten Rücksicht begegnet habe — — — — — —" *)

Man darf die Mißverständnisse zwischen Karl und Henrietten nur der Verschiedenheit der Gemüthsart beider Gatten zuschreiben. Obschon Zeit und Unglück diese minderten, war doch Karl's Leben nicht lang genug, um ihr gänzliches Verschwinden zu bewirken. Karl hatte

*) Gegen die Aechtheit dieses historischen Dokumentes, das man in der verlorenen Cassette des Königs auf dem Schlachtfelde von Naseby gefunden haben soll, haben sich mehrere, nicht ungegründete Zweifel erhoben.

etwas Sanftes, Angenehmes und Zuneigung Gewinnendes in seinem Charakter; Henriette war herrschsüchtiger, als er, und man merkt, daß sie des Königs Schwäche und halbe Maßregeln gewissermaßen verachtete. Die Königin war eine sehr liebenswürdige Frau. Obschon aus einem Blute, und erzogen an einem Hofe, wo strenge Sitten eben nicht die Haupttugend waren, wagten es selbst die Republikaner nicht, ihre Aufführung zu verläumden. Ein Französischer Geschichtschreiber malt uns folgendermaßen ihr Bild im Momente ihrer Vermählung: „Sie war noch nicht sechzehn Jahre alt. Ihre Gestalt war von mittlerer Größe, aber von der schönsten Proportion. Sie hatte einen außerordentlich schönen Teint, ein längliches Gesicht, große, schwarze, lebhafte und sanfte Augen, schwarzes Haar, und schöne Zähne; Mund, Nase und Stirne waren groß, aber sehr wohlgebildet, ihr Blick war geistreich, in ihren Zügen lag viel Anmuth, Adel und Hoheit in ihrem Wesen und ihrer Gestalt. Sie war von den Französischen Prinzessinnen diejenige, die ihrem Vater, Heinrich IV., am meisten glich; gleich ihm hatte sie ein erhabenes, großmüthiges, kühnes Herz voll Zärtlichkeit und Liebe, und ein liebenswürdiges, sanftes Gemüth, das den Schmerz der Mitmenschen begriff und fühlte, und für ihre Leiden Mitleid besaß.

Karl liebte Henrietten mit Leidenschaft: es scheint nicht, daß sie für ihn denselben Grad von Zärtlichkeit empfand. Karl's Briefe, die auf Befehl des Parlamentes gedruckt erschienen, drücken die rührendste Liebe zu seiner Gemahlin aus. Am 13. Februar 1643, schreibt er ihr: „Ich hatte bis jetzt nicht erfahren, wie

glücklich es oft ist, etwas nicht zu wissen, denn ich vernahm erst die Gefahr, in der Du durch die Gewalt des Sturmes auf der See gewesen, als ich schon die Gewißheit hatte, daß Du ihr glücklich entgangen warst. Der Schrecken, den diese Gefahr mir verursacht, wird sich nicht legen, bis ich das Glück gehabt habe, Dich wiederzusehn: denn in meinen Augen ist es nicht das geringste Unglück, daß Du Dich für mich einer so großen Gefahr ausgesetzt, und Du hast mir darin so viele Liebe bewiesen, daß ich durch nichts auf der Welt diese Schuld werde abtragen können, und weniger durch Worte, als durch sonst etwas; aber mein Herz ist so voll von Zärtlichkeit zu Dir und von einer leidenschaftlichen Ungeduld, Dir meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, daß ich nicht umhin gekonnt habe, Dir einige Worte zu sagen, Deinem edeln Herzen überlassend, das Uebrige zu errathen."

Von Oxford aus schrieb er ihr am 2. Januar 1645: „Indem ich den gestern angekommenen Brief las, war ich sehr erstaunt, Dich darin über meine Nachlässigkeit im Schreiben klagen zu hören .... Ich habe nie eine Gelegenheit vorbeygehen lassen, Dir Nachrichten von mir zu geben. Wenn Du nicht die Geduld besitzest, ein ungünstiges Urtheil über meine Handlungen zurückzuhalten, bis Du die wahren Beweggründe derselben kennen lernst, so läufst Du oft Gefahr, den doppelten Verdruß zu haben, durch falsche Nachrichten betrübt zu werden, und ihnen zu rasch geglaubt zu haben. Achte mich nur so lange, als Du mich den Grundsätzen nachkommen siehst, die Du an mir kennst." Aus derselben Stadt schrieb ihr Karl am 9. April desselben Jahres: „Wenn es mir möglich

wäre, so würde ich Dich ein wenig darüber schmälen, daß Du Dich zu sehr beunruhigest. Ich bitte Dich, weil ich Dich mehr liebe, als Alles auf der Welt, und mein Glück unzertrennlich mit dem Deinen verbunden ist, denke daran, ob alle meine Handlungen nicht den Zweck haben müssen, Dir zu dienen und zu gefallen. Die Gewohnheit Deiner Gesellschaft hat mich schwer zu befriedigen gemacht, aber das ist kein Grund, daß Du mich weniger beklagest — Du, das einzige Mittel für diese Krankheit. Der Zweck alles dieses ist, Dich zu bitten, mich durch Deine Briefe so oft, als nur immer möglich, zu trösten. Und glaubst Du denn nicht, daß die Details über Dein Befinden etwas Angenehmes für mich sind, wenn Du mir auch nichts Anderes zu schreiben hast? Hege keinen Zweifel, liebe Seele, daß Deine Zärtlichkeit eben so nöthig zum Troste meines Herzens, als Deine Hülfe in meinen Angelegenheiten nothwendig ist."

Wenn man daran denkt, daß Karl so seinem Herzen mitten in den Schrecken des Bürgerkrieges und im Augenblicke, wo er seinen Feinden in die Hände gerathen sollte, Lauf ließ, so fühlt man sich innig bewegt.

Karl glaubte, kurz vor seinem Tode, seiner jüngsten Tochter, der Prinzessin Elisabeth, erklären zu müssen, daß er der Königin immer treu gewesen sey, und der Abschiedsbrief, den er dieser schrieb, endete mit den Worten: „Ich sterbe zufrieden, weil ich meine Kinder bey Dir weiß; Deine Tugend und Deine Zärtlichkeit bürgen mir für die Sorgfalt, die Du auf sie verwenden wirst. Ich kann Dir keine theureren und köstlicheren Pfänder meiner Liebe zurücklassen. Ich segne den Himmel,

daß er seinen Zorn auf mich allein hat fallen lassen. Mein Herz ist mit derselben Zärtlichkeit gegen Dich erfüllt, die Du immer bey mir gefunden hast. Ich sterbe ohne Furcht, indem ich mich gestärkt fühle durch die Erinnerung an die Seelengröße, die Du in unseren gemeinsamen Gefahren bewiesen hast. Lebe wohl, und sey überzeugt, daß ich, bis zum letzten Augenblicke meines Lebens, nichts th unwerde, das mich der Ehre unwürdig machen würde, Dein Gemahl zu seyn."

Dieser, wenig bekannte Brief des Königs zeigt, daß die innersten Gefühle seines Herzens eben so edel und vielleicht noch rührender waren, als diejenigen, die er auf dem Schaffotte kund gab.

Man kann Henrietten Marien den Vorwurf machen, daß sie Hang zur Intrigue hatte — ein Hang, den sie vom Blute der Medicis geerbt; auch überließ sie sich zu sehr Mönchen ohne Klugheit und Vertrauten, die sie verriethen. Sie hatte persönlichen Muth, aber der politische Muth fehlte ihr oft, und wenn die Volksgewitter tobten, gab sie, obschon eine Frau von Geist und Herzen, kleinliche Rathschläge. Wohlthätig und großmüthig schenkte sie oft ihren Feinden Leben und Freyheit. Sie wollte nicht einmal die Namen ihrer Verläumder und Lästerer kennen. „Wenn diese Personen mich hassen," sprach sie, „so wird ihr Haß vielleicht nicht immer währen, und wenn noch ein Funken Ehrgefühl in ihnen ist, so werden sie sich schämen, eine Frau zu quälen, die sich so wenig zu vertheidigen sucht." Das Unglück Henrietten Mariens war so zu sagen von Franz von Sedes, der in der Geschichte Frankreichs als Heiliger,

als berühmter Mann und Freund Heinrich IV. glänzt, so zu sagen, prophezeiht worden.

Wie es auch mit den religiösen und häuslichen Zwistigkeiten, die den Frieden des königlichen Paares störten, und mit den Gründen, welche die bis jetzt unerklärliche Verbindung der Königin mit den ersten Parlaments-Mitgliedern herbeyführte, stehen möge — als Karl's Unglück hereinbrach, fand sowohl die Tochter des Bearners als er selber Muth und Tugend in den bürgerlichen Kriegen wieder.

Als sie im Jahre 1625 die Krone Englands empfangen ging, wurde sie von ihrer Mutter, der Königin Maria von Medicis und von ihrer Schwägerin, der Königin Anna von Oestreich bis Amiens begleitet. Alle Städte erwiesen ihr bey ihrer Durchfahrt außerordentliche Ehrenbezeugungen: die Gefängnisse wurden bey ihrer Ankunft geöffnet, und unzählige Unglückliche dankten ihr ihre Freyheit und segneten sie für diese Wohlthat; die drey Königinnen schieden zu Amiens: zwanzig Schiffe, die Henrietten zu Boulogne erwarteten, brachten sie nach Dover, wo sie unter dem Getöse der Artillerie und dem lauten Beifalljauchzen des Volkes empfangen wurde. Wettkämpfe, Spiele und Ringstechen feyerten ihre Ankunft.

Als die Königin von England im J. 1644 nach Frankreich zurückkehrte, kam sie als eine Flüchtige dahin: die Gefängnisse öffneten sich nicht mehr vor ihrem Scepter — sie selbst war nur mit Mühe dem Gefängnisse entgangen. Aus einem Königreiche in das andere fliehend — Stürmen entrinnend, um Kämpfe zu suchen — Kämpfen entrinnend, um wieder die Gefahr der Stürme zu ver-

suchen, theilte Henriette das Mißgeschick, welches das unglückliche Haus der Stuarts immer verfolgte. Man sah die muthige Frau, von den Kanonenschüssen bis ins Haus verfolgt, wo sie vor der Wuth der Wogen Schutz suchte, genöthigt, die Nacht in einem Graben zuzubringen, wo die Kugeln rings den Boden aufwühlten. Ein anderes Mal war das Schiff, das sie trug, dem Untergang nahe, da sprach sie zu den Matrosen das Wort, das an Cäsar's Ausspruch erinnert: „Eine Königin ertrinkt nicht!"

Freyen Geistes, mitten unter allen sie bedrängenden Gefahren, schrieb sie am 27. Juny 1643 zu Newarck dem Könige: „Alle Truppen, die sich bis jetzt zu Nottingham befunden, haben sich nach Leicester und Derby gezogen, was mich glauben macht, daß man den Plan hat, uns den Weg abzuschneiden. Ich habe dreytausend Mann Infanterie, dreyßig Compagnien Dragoner, sechs Stücke Artillerie und zwey Mörser bey mir. Diese Streitkräfte kommandirt Henry Germye, als Oberst meiner Garden, unter ihm befehligen Sir Alexander Lesley die Infanterie, Gerard die Kavallerie und Robert Legg die Artillerie: Ihre Majestät ist Frau Generalissima, voll Eifer und Thätigkeit, und im Falle es zur Schlacht kommt, habe ich 150 Bagagewagen zu kommandiren."

Nach neuen Unglücksfällen gebar sie in der kleinen Stadt Exeter, deren Belagerung der Graf v. Essex zu beginnen im Begriffe war, fast von allem Beistande entblößt, ihre letzte Tochter am 16. Juny 1644. Kaum aus den Wochen, war sie gezwungen, von neuem zu fliehen, unter der alleinigen Begleitung ihres Beichtigers, eines

Edelmannes und einer Kammerfrau, welche ihrer außerordentlichen Schwäche und Ermattung wegen Mühe hatten, sie aufrecht zu erhalten. Sie war genöthigt gewesen, die Neugeborne zu Exeter zurückzulassen: es war diese Prinzessin, die schon am 17ten Tage nach ihrer Geburt in Gefangenschaft gerieth, die in aller Blüthe der Schönheit und Jugend zu St. Cloud vom Tode weggerafft wurde — diese Herzogin von Orleans, die zweyte Henriette, die von Bossuet gleich der ersten gefeyert wurde.

Eine einsame, verlassene Hütte am Eingange eines Waldes bot Henrietten Marien einen Zufluchtsort dar: sie blieb dort zwey Tage lang verborgen. Sie hörte die Truppen des Grafen Essex vorbeyziehen, welche davon sprachen, wie sie den Kopf der Königin, worauf ein Preis von 6000 Pfund Sterling gesetzt worden war, nach London zu bringen hofften.

Nach tausend Gefahren zu Plymouth angekommen, schiffte sich Henriette nach der Insel Hersey ein: sie wurde vom Admiral Batty verfolgt. Da läßt sie sich, wie einst die Gemahlin des h. Ludwigs, vom Schiffscapitän versprechen, daß er sie tödten und über Bord werfen wolle, ehe sie in die Hände dieser neuen Ungläubigen falle. Mit einigen Matrosen langt sie an einem unbekannten Orte der Felsenküste der Bretagne an: die Bauern der Umgegend halten die Fremden für Seeräuber, und bewaffnen sich gegen sie; da giebt Henriette Marie sich ihnen zu erkennen, macht sich auf den Weg nach Paris, und kommt im Louvre an, um neues Ungemach und Kränkungen zu erdulden. Durch Schmähschriften bis

auf den Continent verfolgt, gerieth sie aus den Händen des wilden Londoner Pöbels in die des frechen Pariser Volkes. Zwischen zwey Bürgerkriegen umhergeschleudert, findet sie an den Ufern der Themse die ernsten Verbrechen der Revolution; am Strande der Seine bieten sich die blutigen Paskinaden der Fronde*) ihren Augen dar — dort wurde das Drama der Freyheit, hier ihre Parodie gespielt. Die Fleischer und Bäcker Englands wollten Henrietten Marien morden im Pallaste der Stuarts; die Fleischer und Bäcker Frankreichs verweigern ihr den Lebensunterhalt im Pallaste der Bourbonen — vergessend, daß ihre Väter genährt worden waren von demienigen**), dessen Tochter sie zu ernähren verweigerten.

„Fünf oder sechs Tage, ehe der König Paris verließ," sagt der Kardinal v. Ratz, „besuchte ich die Königin von England, und fand sie in dem Zimmer ihrer Tochter, der nachmaligen Madame d'Orleans. Gleich im Anfange des Gesprächs sagte sie mir: Sie sehen, daß ich Henrietten Gesellschaft leiste. Das arme Kind hat heute wegen Mangel an Feuer im Zimmer nicht aufstehen können ..... Die Nachwelt wird Mühe haben, zu glauben, daß es einer Enkelin Heinrichs des Großen an einem Feuerbrande gefehlt habe, um im Monate Januar im Louvre — und unter den Augen des Französischen Hofes — ihr Bett zu verlassen!"

*) Ein blutiger Religionskrieg in Frankreich in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts.

**) Wahrscheinlich Anspielung auf ein, auch in der Henriade gefeyertes Ereigniß während der Belagerung von Paris durch Heinrich IV. d. Uebers.

Sie war oft genöthigt, ganze Nachmittage in den Gallerien des Louvre spazieren zu gehen, um sich zu erwärmen. Sie erfuhr nicht nur die Schmähungen des Pariser Pöbels, sondern auch die Härte ihrer Gläubiger. Die Pariser konnten sie nicht leiden, und eines Tages, als ihr Sohn, der nachmalige König Karl II., auf einer Terrasse spazieren ging, welche auf dem Flußufer lag, fingen mehrere Schiffsknechte an, Drohungen gegen ihn zu rufen, so daß er sich aus Furcht, sie möchten durch sein Bleiben noch mehr erbittert werden, wegbegab.

Traurige und sonderbare Verwicklung und Aehnlichkeit des Schicksals! Henriette Marie hatte im J. 1639 ihre exilirte Mutter, Marie von Medicis, zu Whitehall empfangen: die schon gegen die Königin von England aufgeregten Einwohner Londons erlaubten sich Exzesse gegen die Französische Monarchin. Die Tochter Heinrichs IV., die sich nur mit Mühe gegen den öffentlichen Haß vertheidigte, sah sich gezwungen, zum Schutze der Wittwe Heinrichs IV. eine Garde zu begehren: und Anna von Oesterreich war ihrer Seit unvermögend, die flüchtige Schwester Ludwigs XIII. und Tante Ludwigs des Großen sicher zu stellen.

Anfangs täuschte eine falsche Nachricht die Königin von England über die Katastrophe vom 30. Januar 1649; das Gerücht sagte, das Volk habe Karln auf dem Schaffotte befreyt, aber der Abschiedbrief des unglücklichen Monarchen, der Henrietten im Kloster der Karmeliterinnen zu Paris am 9. Februar übergeben wurde, zog sie bald aus dem Irrthum. Sie versank in eine tiefe Ohnmacht. Am andern Morgen überbrachte Frau von Motteville ihr die Beyleidsbezeugungen der Königin Regentin.

Das Unglück ertheilte der Königin von England das Recht, Lehren zu geben: sie trug der Frau von Motteville auf, Annen von Oesterreich zu sagen, „daß der König, ihr Gemahl, nur darum sein Leben eingebüßt habe, weil er nie die Wahrheit gekannt ..... daß das größte der Uebel, die einem Könige begegnen könnten, und das einzige, welches den Sturz der Reiche herbeyführe, das Verkennen der Wahrheit sey."

Nach dem Tode ihres Gemahls gab sie sich den Beynamen der unglücklichen Königin, und trug ihr ganzes Leben lang Trauerkleider.

Die härteste Prüfung, welche Henriette zu bestehen hatte, war das Gesuch eines Wittwengehaltes bey dem Manne, der sie zur Wittwe gemacht hatte. Cromwell antwortete dem Kardinal Mazarin, daß Henriette von Frankreich in England nie als Königin anerkannt worden sey. Diese rohe Antwort, welche die Tochter eines von Frankreichs größten Königen zur Konkubine eines fremden Monarchen herabwürdigte, erregt doch weniger Staunen, als das Gesuch dieser Prinzessin selbst. Als Henriette die Antwort erfuhr, sagte sie mit Adel: „Nicht mich, sondern Frankreich trifft dieser Schimpf." So groß war wirklich die Karakterschwäche, wozu die verworfene Politik eines ehrlosen Ministers Hof und Volk gebracht. Mazarin hatte sich erniedrigt, Cromwell's Spion bey der geflüchteten königlichen Familie zu werden, was klar hervorgeht aus einem Briefe Cromwell's, der selber nichts als ein großer, gekrönter und bewaffneter Spion war. Einige Zeit vorher hatte sich Henriette Marie gezwungen gesehen, bey'm Parlamente von Paris um ein Almosen anzuhalten.

Zu Chaillot, *) bey den Soeurs de la Visitation, die dort in einem von Katharinen von Medicis erbauten Kloster wohnten, in der Zurückgezogenheit lebend, gab Henriette Marie sich der Bigoterie hin. Traurig sind in den Geschichten ihres Lebens jene kleinen Erzählungen von Mönchen, jene Rathschläge von Nonnen, die von den größten Ereignissen reden, deren Geräusch sie kaum vernehmen, die aus den Winkeln ihrer Zellen über Gegenstände der Politik urtheilen, und die, unbeweglich in ihren heiligen Wüsten, nicht einmal bemerken, daß die Welt sich vor den Mauern ihres Klosters bewegt. Henriette Marie versuchte, ihre Kinder der römischen Kirche zurückzugeben. Karl II., gegen alle Grundsätze gleichgültig, zog seine Krone seinem Glauben vor, und ward erst Katholik auf dem Todesbette, als er nichts mehr an Gütern der Erde zu verlieren hatte. Der Herzog von Gloster**) und die Prinzessin von Oranien***) blieben eifrige Protestanten; nur der Herzog von York (Jakob II.) nahm hier Eindrücke auf, die ihn in späteren Jahren nach Paris zurückbrachten, um dort, beraubt wie seine Mutter, zu sterben. †) Die Prinzessin Henriette (Herzogin von Orleans) wurde im römischen Glauben erzogen.

---

*) Es ist dasselbe Kloster, worin nachher Ludwig's XIV. berühmte Geliebte, Mademoiselle de la Valliere, ihr Leben beschloß. (Man vergl. auch die historische Erzählung: «The Convent of Chaillot» in dem Englischen Taschenbuche Keepsake, 1828.) D. Uebers.

**) Heinrich, Herzog v. Gloster, geb. 1640, gest. 1660. D. Uebers.

***) Maria, geb. 1631, vermählt mit Wilhelm v. Nassau, Pr. v. Oranien. Ihr Sohn erhielt später als König Wilhelm III. und Gatte Mariens II., Tochter Jakob's II., die Englische Königskrone. D. Uebers.

†) König Jakob II. (geb. 1633, gekrönt 1685) wurde gezwungen, 1688 abzudanken, worauf ihm der Prinz v. Oranien, der England mit Kriegsmacht angefallen hatte, nachfolgte. Er starb 1701 zu Paris. Sein Sohn ist unter dem Namen «der Prätendent» bekannt. D. Uebers.

Bey der Restauration Karl's II. kehrte die Wittwe Karl's I. nach England zurück, ohne den Entschluß fassen zu können, dort zu bleiben. Sie kannte Niemanden mehr: weinend durchirrte sie die Paläste von Whitehall, Saint James und Windsor, nur von ihren trüben Erinnerungen verfolgt. Nachdem sie zwey ihrer Kinder sterben gesehen (den Herzog v. Gloster und die Prinzessin v. Oranien, eine 26jährige Wittwe), kehrte sie mit ihrer Tochter Henriette nach Frankreich zurück. Das Schiff scheiterte: Henriette wurde von den Masern ergriffen, und blieb, von der Mutter gepflegt, einen Monat lang an Bord. Die geprüfte Lebens- und Leidensgefährtin des unglücklichen Karl vermählte Henrietten mit dem Herzoge v. Orleans, und empfing zu Chaillot das Breve der Seligsprechung vom h. Franz v. Salis: es waren die letzten Ehren, die sie in ihrer Einsamkeit heimsuchen kamen.

Gegen das Jahr 1663 machte Henriette Marie eine letzte Reise nach London. Endlich auf immer zu ihrem Vaterlande heimgekehrt, erkrankte sie zu St. Colombe, einem nicht weit von den Ufern der Seine gelegenen kleinen Landhause. Ein Gran Opium, das sie nahm, versenkte sie in einen Schlummer, aus dem sie nicht mehr erwachte. Sie starb am 10. Sept. 1669, gegen Mitternacht. Obschon ihre Leiche nach St. Denis, und ihr Herz nach Chaillot gebracht wurde, wäre sie doch vergessen gestorben, hätte Bossuet nicht ihr Andenken gefeyert.

Der große Kanzelredner schrieb bey Uebersendung der Leichenreden der Königin von England und der Herzogin von Orleans an den Abbé de la Ranée *): „Ich habe Auftrag gegeben, Ihnen zwey Trauerreden zukommen zu lassen, die, weil sie die Nichtigkeit der Welt zeigen, unter den Büchern eines Einsiedlers Platz finden können, und die er jedenfalls als zwey rührende Todtenköpfe betrachten kann."

*) Stifter der Trappisten in der Wüste von Grenoble. D. Uebers.

Das Mädchen des Waldes.

Von Alednog.

Am milden Abend des 20sten Septembers 18— war es, als die beyde Jugendfreunde: der dirigirende Minister Graf Theodor von Adlerstein und der Oberamtmann Ferdinand von Werden, wie schon oft an eben dem Tage, sich zusammen gefunden hatten, und zwar in jenem Zimmer des Amthauses zu Schwarzeneck, Ferdinands Wohnorte, von wo aus man über den wohlgeordneten, mit schlanken Obstbäumen besetzten Garten, auf den Thurm und die Dächer des tiefer liegenden Dorfes blickt, und darüber hinaus in die reiche, mit Städten und Dörfern besäete Landschaft schaut, durch welche einer der herrlichsten Ströme Deutschlands seinen Silberfaden zieht. Weiterhin ruht das Auge erst auf den grauen Thürmen der fernen, in Nebel gehüllten Residenz, und auf dem noch fernern blauen, waldigten Hochgebirg, welches das weite, liebliche Halbpanorama wie mit treuem Bruderarme rings umschließt.

Die Abendsonne röthete die, zum Theil von der Hand des nahenden Herbsts schon mit hellem Roth gefärbten Weinblätter, welche das Fenster jenes Zimmers umranken, noch stärker, und vergoldeten die Flasche edlen Deutschen Weins auf dem Tische nahe jenem Fenster, an welchen, einander gegenüber, die beyden Jugendfreunde sich niedergelassen hatten; Theodor nachsinnend, das schwarzgelockte Haupt auf dem linken Arme gestützt, während die rechte Hand unwillkührlich, wie es schien, bald einzelne Buchstaben auf die Fläche des Tisches kritzelte, bald stürmisch wühlte in den dunkeln Locken, durch welche hie und da sorgenvolle Jahre schon ihre silbernen Streifen gezogen hatten, so wie auch eben sie der hohen gewölbten, geistvollen Stirne manche Furche zum Andenken zurückge-

lassen hatten. Theodors noch immer glühendes schwarzes Auge ruhte fest auf dem, oft mit Wehmuth, dann mit dem Ausdruck stiller, aber inniger Theilnahme vorlesenden Ferdinand, dem bald eine männliche Thräne ins blaue Auge trat, bald wieder ein heitrer Zug um den freundlichen, beredten Mund spielte, und die blasse Wange mit sanftem Roth färbte. Was er las, war aus den Stammbüchern beyder Freunde, den Erinnerungstafeln einer frühern und spätern schönen Zeit, die sie als Knaben in Theodors Vaterhause, und als Jünglinge auf der Universität in G. miteinander verlebt hatten. — Schon war der Name manches im vergangenen Jahre hingeschiedenen mit einem schwarzen Kreuze bezeichnet, und dabey, unter den Worten: „auch die Todten sollen leben!“ angestoßen. Den noch lebenden Glücklichen war ein anderes Glas geweiht, und den Herabgekommenen, in Dürftigkeit versunkenen oder sonst unglücklich gewordenen mit dem Wunsche für bessere Tage, ein drittes — von Ferdinand mit ruhiger Theilnahme, von Theodor, der indessen von seinem Platze aufgesprungen war — stürmisch und mit Leidenschaft, als ob es ihn nahe anginge, dargebracht. „Wer ist noch übrig?“ fragte der Letztere; „die Zweifelhaften,“ erwiederte der sorgsame Freund; „die, deren weiteres Geschick uns unbekannt geblieben ist.“ Er rief sodann seiner blühenden Gattin, welche des friedlichen Abends, unter dem großen Nußbaum im Garten, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, genoß, indeß ihre beyden holden Töchter sie umspielten, freundlich zu: „Liebe Caroline, noch eine Flasche und noch ein Glas!“ — „Wozu das?“ fiel rasch Theodor ein, „was soll ich — —?“ „Dich ruhig wieder niedersetzen und gelassen ferner zuhören,“ antwortete der Gefragte. Ungern folgte jener den Aufforderungen des Freundes, doch that er's, in seine vorige nachdenkende Stellung zurücksinkend. Ferdinand fuhr ruhig fort: „laß sehen!“ — „Da, da, gleich Anfangs, Seite 11 Deines Stammbuchs, treffen wir schon einen fast in Vergessenheit gekommenen Namen: A. M. Berthold, und darüber steht: treu bis zum Tode! und Dein Name daneben steht unter dem Worte: Amen — und alles das, als wär's mit

Blut, mit rother, noch unverblichener Dinte geschrieben. — Theodor war indessen von Neuem aufgesprungen, hatte das Buch Ferdinand entrissen, es zugeschlagen, zu sich gesteckt, und flehete dann, des Freundes Rechte ergreifend, dringend und leidenschaftlich: „Laß ab, um Gotteswillen laß ab, mich so zu quälen und an dem Tage — — oder weißt Du etwa — rede, weißt Du — hast Du Kunde oder auch — nur Hoffnung?“ Ferdinand zog mit sanfter Gewalt den Freund an das offene Fenster. Die Sonne war schon hinter das Gebirg, nur der purpurne Abendhimmel bezeichnete noch ihre bisherige und fernere Bahn; — tiefer Friede lag über der Landschaft und die milde Luft bewegte kaum die Blätter des Nußbaums im nahen Garten. Die beyden Freunde standen fest umarmt, lange schweigend, jeder in tiefen Gedanken; mancher tiefe Seufzer erhob sich aus Theodors tiefbewegter Brust. Doch ward es nach und nach ruhiger in ihm, und Ferdinand hatte gewonnen, was er wollte: Wiederkehr des Friedens in des Freundes Gemüth durch stille Anweisung auf die Kraft der Natur. — Sanfter fragte nun Theodor: „Hast Du Nachricht?“ „Hoffnung,“ erwiederte jener — „Hoffnung, aber noch sehr ferne! — Beruhige Dich; Du kannst, Du darfst nicht handeln; laß mich's, ich beschwöre Dich, laß mich's allein an Deiner Stelle, und warte ruhig, bis wir uns im nächsten Jahre an eben dem Tage, auf eben der Stelle wieder zusammenfinden. Dann vielleicht — —“ Caroline, Ferdinands milde, treue Lebensgefährtin, war indeß mit dem verlangten Wein ins Zimmer getreten, hatte diesen so wie das geforderte Glas mit den, ihrem Gatten ins Ohr geflüsterten Worten, auf den Tisch gestellt, „ich habe auch vom Besten genommen, dem mit rothem Siegel gezeichneten,“ und wollte sich schon wieder entfernen. Aber Ferdinand hielt sie mit der Bitte zurück: „Du darfst nicht fort, Caroline, ehe Du zu Ehren eines befreundeten Namens mit uns angestoßen hast.“ Er hob sein Glas; — mit bebender Hand folgte seinem Beyspiele Theodor und zuletzt Caroline, die den Namen zu wissen verlangte. „Berthold!“ rief der Wirth; — stürmisch stieß Theodor an; mit geheimnißvollem, verschäm-

tem Lächeln Caroline, die sich dann sogleich wieder aus dem Zimmer begab, um beyde nicht in der Unterredung zu stören, die bey ihrem Eintritte eben von großem Interesse für sie zu seyn schien.

Die Männer blieben noch einige Stunden in traulichem Gespräche zusammen. Licht hatten sie verbeten, da der Vollmond seinen Strahl ins Zimmer warf. Das zauberische Halbdunkel, nebst Ferdinands beruhigenden Worten, that dem bekümmerten Freunde so wohl, daß er mit heiterer Stirne, auf der eine erwachte, wenn gleich noch ferne, Hoffnung schon einige Falten geebnet hatte, am Arme des Freundes ins Speisezimmer trat. In dem Familienkreise fand Theodor alles, was er zu Hause entbehren mußte: jenes Bild häuslichen Glücks, das ihm so oft als Ideal vorgeschwebt hatte, aufs Neue verwirklicht. Nach und nach verschwand in seinem, zur Freude wie zum Schmerz leicht aufgeregten Gemüth jede Spur des Trübsinns, heitere Erinnerungen aus vergangenen, schönen, von den beyden Freunden gemeinschaftlich durchlebten Jahren verwandelten die mehr als Dreyßigjährigen wieder in Jünglinge, Heiterkeit und Frohsinn gewannen die Herrschaft, und am nächsten Morgen kehrte der Minister, gestärkt und ermuthigt zu den schweren, oft unbelohnenden Arbeiten zurück, die seiner in der Residenz warteten.

Es ist nöthig, den Vorhang aufzuziehen, der die frühere Lebensgeschichte beyder Freunde bis dahin dem Leser verbarg.

Graf Friedrich von Adlerstein, der Vater unsers Theodor, beherrschte in den letzten Decennien des verflossenen Jahrhunderts das Deutsche Herzogthum ***. Ein kraftvoller, thätiger, vorzugsweise für seinen Stand gebildeter, geistvoller Mann. Ernst war er, streng und rauh, doch, wo er es seinen Zwecken gemäß fand, schmiegsam und weltklug. Letzteres offenbarte sich vorzüglich bey Verhandlungen mit Auswärtigen, und in seinem Benehmen gegen den Herzog. Das Vertrauen des Fürsten hatte Adlerstein schon in frühern untergeordneten Verhältnissen dadurch gewonnen, daß da, wo er wirkte, nie eine Be-

schwerde über sein Verhalten erfolgte, daß er jede Bestechung verabscheute, jedes Unrecht, jede Unterdrückung, wo sich die Gelegenheit bot, vernichtete und mit Strenge ahnete, dagegen Verdienst und Rechtlichkeit eben so sehr achtete als emporhob; dessen Gunst, weil er nie versäumte, darauf hinzuwirken, daß des Regenten große Bedürfnisse, ohne zu schweren Druck des Landes, nie unbefriedigt blieben; dessen Achtung, weil der Ruf von Adlersteins ausgezeichnetem Verdienst und hoher Rechtlichkeit täglich aus allen Ständen zu den Ohren des Fürsten kam. — Aus einem alten Geschlecht des Landes stammend, unabhängig und reich, mit solchen Eigenschaften und dem Regenten auf solche Weise empfohlen, — wie bald mußte Adlerstein von Stufe zu Stufe empor steigen? Er ward erklärter Günstling des Fürsten, erster Minister, und, wiewohl unter fremdem Namen, unumschränkter Beherrscher des schönen Landes.

Adlersteins Ehrgeiz war nun befriedigt: er fand in seinem hohen Posten Achtung; an seiner gesteigerten Wirksamkeit Freude; an dem Gelingen seiner, auf das Wohl des Landes berechneten Plane, Genuß, und zwar den einzigen, den er kannte. — Er war unglücklich in der Ehe mit einer der schönsten Töchter des Landes: der frühe Verlust der Gattin war bald vergessen und verschmerzt, doch konnte der Wittwer, die Erneuerung der einmal gemachten Erfahrung scheuend, sich nie zu einer zweyten Verbindung entschließen.

Adlerstein hatte nur einen Sohn: unsern Theodor; nur einen Freund: den Regierungsrath von Werden, Ferdinands Vater, den der Minister wegen seiner trefflichen Eigenschaften ausgezeichnet schätzte und als Bruder behandelte. Auch den Freund sollte er früh verlieren. Was er dem unbemittelten, einfachen und uneigennützigen Manne nicht hätte aufdringen können, ersetzte der tieftrauernde Freund der Wittwe und den Kindern Werdens. Auch den ältesten Sohn, unsern Ferdinand, in gleichem Alter mit Theodor stehend, (beyde waren im Begriff, ihr neuntes Jahr zu vollenden) des Vaters Ebenbild, einen Knaben, den der Graf immer geliebt und ihn

zu seines Sohnes einzigem Spielgenossen erwählt hatte, nahm er zu sich ins Haus, um ihn mit Theodor von einem redlichen Lehrer bilden und erziehen zu lassen, wozu es ihm, dem vielbeschäftigten Manne an Zeit, und auch ohnehin an der nöthigen Geduld, Nachsicht und Ruhe des Geistes gefehlt haben würde.

Es war am 20sten September, dem Geburtstage Theodors, wo Ferdinand beym Minister als Hausgenosse eingeführt und so der Grund zu der brüderlichen Gemeinschaft zwischen den Söhnen der beyden Freunde gelegt wurde, den keine Zeit und keine spätern Lebensverhältnisse haben erschüttern oder wankend machen können.

Fest und treu hielten beyde zu einander, und immer unauflösbarer knüpfte sich das Bruderband, jemehr ihr Verstand reifte, sie in geistiger Bildung fortschritten und ihr Gefühl sich entwickelte. — Jeder gewann von dem Andern: Ferdinand von Theodor größere Kraft und Entschlossenheit, dieser von Jenem größere Herzlichkeit und Milde, ohne daß dabey die ursprünglichen Eigenthümlichkeiten des Einzelnen verloren gegangen wären; denn immer blieb Theodor der Kühnere, Raschere, Unbesonnenere: Ferdinand der Ruhigere, Ueberlegendere, Mildere. Was jener leichter und schneller begriff, faßte dieser schwerer und langsamer, aber, was er einmal sich zu eigen gemacht, haftete fester und dauernder als bey jenem. Auf große Plane sann schon der Jüngling Theodor: einen hohen, glänzenden Platz in der Gesellschaft wollte er erringen, als Krieger oder Staatsmann sehnte er sich einst auszuzeichnen: Ferdinands Ideal dagegen war ein einfach, ruhig, wirksames Landleben, im stillen, häuslichen, beglükkenden Kreise.

Einige Zeit vorher, eh' beyde Jünglinge in ihrem neunzehnten Jahre die Universität besuchen wollten, hatte sich im Hause des Ministers ein Vorfall ereignet, dessen Folgen schwer auf Theodor lagen, seinen bis dahin ungetrübten jugendlichen Frohsinn oft in finstern Ernst verwandelten, ein Vorfall, der die innigste Theilnahme und die thätigste Mitwirkung Ferdinands, des einzigen Dritten, der um die Sache wußte, in Anspruch nahm. Durch des Freun-

des eifrige Bemühung ward die Angelegenheit, wie es schien, zu Theodors völliger Beruhigung beygelegt, und in friedlicher Stimmung verließen beyde die Vaterstadt, um sich auf der Hochschule zu G. zu ihrer künftigen Stellung im Leben vorzubereiten.

Nicht drückend war Theodor und seinem Genossen der Gedanke an den nahen Abschied vom väterlichen Hause und vom Vater selbst, von ihm, der, vertieft in ernsten Beschäftigungen, den Jünglingen selbst da nur wenige Zeit widmen konnte, als sie sich zum Uebergange in ein freyeres, ungebundeneres Leben anschickten. Doch gewann der Minister endlich noch einige Momente, um ihnen den Werth der Jahre, denen sie entgegeneilten, dringend ans Herz zu legen, und mit wenigen, aber aus Erfahrung im Leben aufgefaßten Warnungen und Ansichten, sie am Abschiedsmorgen aus seinen Armen zu entlassen. Nie hatten sie den Vater so mild und theilnehmend, nie eine Thräne in seinen Augen gesehen. Tief ergriffen von diesem Anblick und dieser Milde, verließen die Jünglinge das väterliche Haus und die Heimath. — Theodor besonders hatten des Vaters letzte Worte innigst bewegt. Wäre doch die eine jener väterlichen Warnungen nur um ein Jahr früher gekommen! Sie kam zu spät: er war ihr vorgeeilt; — für ihn war sie nutzlos ausgesprochen.

Doch die Reise, mit Allem, was sich auf ihr an neuen Gegenständen darbot, linderten, wenn sie es auch nicht heilten das, durch des Vaters Worte wieder aufgeregte, schmerzlich drückende Gefühl der Reue in des leicht erregbaren Theodors Brust; befestigten aber auch den, früher schon gefaßten Entschluß, gut zu machen, was sich eben gut machen ließ.

Er hielt sich und Andern Wort, während der drey Jahre des academischen Lebens, die den beyden Freunden zur Vorbereitung auf ihre künftige Bestimmung vom Vater gestattet und festgesetzt waren.

Diese Jahre, über deren Anwendung oft nach Hause Bericht abgestattet werden mußte, gingen unter ernsten, angestrengten Beschäftigungen schnell vorüber. Theodor

hatte es über sich gewonnen, jedem kostbaren Vergnügen zu entsagen, dessen Genuß er auf die spätere Lebenszeit verschieben wollte. Was er damit ersparte, sandte er halbjährlich zu einem bestimmten Zweck, den Pflicht und Ehre ihm angewiesen hatten, in die Heimath zurück.

Nach dem Willen des Vaters sollte Theodor sofort von der Universität, und ohne vorher, auch nur zum Besuch, heimzukehren, einige Jahre in Deutschland und in den angränzenden Ländern reisen; Ferdinand aber sogleich in die väterliche Residenz zurückkommen, um als Referendar im Staatsrath angestellt zu werden. In ihm wollte der Minister, und unter seiner Leitung eine künftige Stütze für Theodor gebildet sehen, den er schon damals zu seinem künftigen Nachfolger bestimmt hatte.

Den letzten Abend ihres Zusammenseyns in G., es war der 20. September, (denn vor dem Tage wollte Theodor nicht abreisen) feyerten die beyden Jünglinge auf einer, der Universitätsstadt nahen Burgruine, das freudigtraurige Fest ihrer ersten Vereinigung, jenes im Laufe der Jahre immer fester und fester geschlossenen Bundes, und des nahe bevorstehenden Abschieds. Die Erinnerung an eine schöne Vergangenheit trat bey der Scheidestunde des Tags in voller Kraft vor die Seele der Jünglinge, die, einander fest umarmt, der sinkenden Sonne nachblickten. „Sie wird wieder aufgehen!“ rief Ferdinand tröstend, und „Treue bis zum Tode!“ stürmisch aufgeregt, Theodor. — Mit festem Händedruck und einer innigen Umarmung ward der Bund unterm Sternenhimmel aufs Neue besiegelt. Beym Herabsteigen wurde beschlossen, jedes Jahr den Tag vereint zu feyern, und, wenn irgend möglich im Amthause zu Schwarzeneck, wo sie oftmals als Kinder bey den Söhnen des damaligen Oberamtsmanns freye, glückliche Stunden der Jugend genossen hatten. — Die Lichter in allen Häusern brannten schon, und man fing bereits an, die Laternen anzustecken, als sie in die Stadt zurückkamen. Die bepackte Reisechaise stand vor der Thür ihrer gemeinschaftlichen Wohnung; Theodors Bediente schob noch die letzten Sachen in die Wagentaschen. —„Noch einen Augenblick hinauf auf mein Zimmer,“ bat Theo-

dor; Ferdinand folgte. Wie öde und leer war dort Alles! — „Morgen wird es so auch bey mir seyn," sagte der zurückbleibende Freund; „heute noch nicht, heute noch wie gestern und wie vor Jahren; dahin, dahin also zu den letzten Werken, ehe wir scheiden. Theodor folgte. Nur Weniges hatte er noch mit dem Herzensfreunde abzuthun und ihm anzuvertrauen. Eine Goldrolle ward Ferdinand in die Hand gedrückt mit den Worten: „Du weißt ihre Bestimmung." — „Ich handle für Dich, wie Du nur selbst handeln könntest," war die Antwort. Nur noch eine feste brüderliche Umarmung, und rasch stürzte Theodor die Treppe hinab, sich dann ungestüm in die Chaise werfend; kaum konnte Ferdinand nachkommen, um den letzten Händedruck zu geben und zu empfangen. Der Postillon stieß ein fröhliches, keineswegs der Stimmung der eben Geschiedenen gemäßes Hurrah in's verstimmte Horn, und rasch donnerte das Fuhrwerk über's Pflaster bis zur Ecke, wo es den Augen Ferdinands entschwand.

Wie unheimlich ward es ihm an der verödeten Stätte! Er wollte, er mußte nun auch von dannen. Die Nacht ward zum Ordnen und Einpacken seiner Sachen verwandt; am frühen Morgen ging der Postwagen nach der Residenz seines Vaterlandes; — in ihm saß Ferdinand als es kaum dämmerte, und in wenigen Tagen war er angelangt, wo er seyn wollte.

Dem angekommenen, von dem Minister mit väterlicher Theilnahme begrüßten jungen Mann stand eine strenge Prüfung seiner Kenntnisse bevor, die von höherer Hand angeordnet, von Ferdinand aufs Glücklichste und Ehrenvollste bestanden wurde. Eben war er als Referendar ins Staatsministerium eingetreten, eben hatte er sich dort als einen vorzüglichen Arbeiter zur Freude seines väterlichen Beschützers erprobt, als seiner Mutter, aus Stockholm, von wo ihre Familie stammte, die Anzeige zukam, daß ihr dort eine nicht unbedeutende Erbschaft von einem entfernten Verwandten zugefallen, daß aber die Verfügung von mehrern Vettern des Verstorbenen so kräftig angegriffen sey, daß es nothwendig werde, einen, mit

den Familienverhältnissen und Interessen vertrauten, und zu deren Gültigmachung fähigen Bevollmächtigten nach Schweden zu senden. — Wer anders aus der Familie konnte das Geschäft übernehmen als Ferdinand? den Urlaub erhielt er, wiewohl nicht ganz ohne Mühe, durch die Gunst des Ministers. Aber, wer sollte Theodors Aufträge an seiner Stelle besorgen? Nach langem Sinnen fiel die Wahl auf seinen jüngern Bruder Wilhelm, einen treuherzigen, zuverlässigen, ehrlichen Burschen, der sich in der Forstschule zu seiner künftigen Bestimmung weiter vorbereitete, und wohl noch manches Jahr zu warten hatte, ehe ihm eine Anstellung als Forstbeamter zu Theil werden konnte. Ihm vertraute und übertrug Ferdinand Alles, wodurch sich der junge Forstmann höchst geehrt und beglückt fühlte. Nach diesem abgemachten Geschäft eilte Ferdinand, begleitet von des Ministers freundlicher Mahnung zur baldigen Rückkehr, und der geliebten Mutter Segenswünschen, seinem neuen vorläufigen Ziel entgegen. — An Theodor hatte er, was vorgefallen und was er in Rücksicht seiner Angelegenheit gethan, vor seiner Abreise, nach Berlin geschrieben.

Etwa acht Tage nach Theodors und Ferdinands Entfernung von G., langte ein Schreiben an Jenen daselbst an. Es konnte nicht abgegeben werden, blieb mehrere Wochen auf der Post liegen, und ward endlich, da man die Abgegangenen als nach der Heimath zurückgekehrt vermuthete, von der Behörde, unter der Adresse: an den Minister Grafen von Adlerstein, dahin gesandt. So befand sich dieses Schreiben eines Vormittags unter der Masse von Briefen, die täglich an den Minister gelangten, auf seinem Arbeitstische. Die Reihe kam auch an den dem Sohne bestimmten Brief, dessen Aufschrift offenbar auf eine weibliche Briefstellerin deutete. Obwohl dazu unberechtigt, brach der Graf doch rasch das Siegel und las Folgendes:

„Schwarzeneck den 23. Sept. 18—

„Theuerster Theodor, vor Gott, wenn auch nicht vor „den Menschen, mein ewig geliebter Gatte!

„Treu und redlich hast Du für mich bis dahin gesorgt,

„so wie Du es mir in jener bangen Stunde des Scheidens „zusagtest. Ich danke Dir, und ewig werd' ich Dir da„für danken. Nur Eines fürcht' ich, daß Du Dir ent„zogen hast, was Du mir zuwandtest. Thu' es nicht, „theurer Freund, ich habe noch von dem, was Du mir „sandtest, reichlich um mit unserer Tochter durch den Win„ter zu kommen. Nochgerade erhalt' ich durch Arbeiten „einigen Zuschuß, und dann suche ich an mir zu sparen, „wo ich kann. — Ach, könnt' ich nur einmal die niedlich „kleine Theodore, die mit jedem Tage Dir ähnlicher wird, „an Dein Vaterherz legen! — Mit großem Schmerz hab' „ich die Nachricht von Deiner bevorstehenden mehrjährigen Reise gelesen. Noch wirst Du in G. seyn, diese „Zeilen des Danks und der Liebe werden Dich dort noch „treffen ꝛc.

„Deine getreue Amalia Maria Berthold."

Mit immer höher sich röthenden Wangen, vor Zorn glühenden Augen, und zusammengepreßten Lippen hatte der Graf das Vorstehende gelesen, dann warf er das Schreiben hastig, und wie man ein widerwärtiges Insekt fortschleudert, zu den, der Beantwortung nicht werth geachteten Briefen. Doch schnell riß er jenen Widerwärtigen aus der Masse der Verdammten heraus, um ihn in seine Brieftasche mit verbissenem Grimme und den Worten: „wartet nur, Buhlerin und Bastard, wartet nur!" zu legen. Hastig und mit weitschallendem Tritt — eine schlimme Vorbedeutung für die unter ihm hausende Dienerschaft — tobte der Erzürnte ein Paar Minuten im Zimmer auf und ab; nun, wie über Schweres mit tiefgefurchter Stirne brütend, dann wild und hellauflachend, und wie drohend die geballte Rechte hoch erhebend.

Die Besinnung kehrte zurück. Schnell, den Ruf der Pflicht auch im Sturme der Leidenschaft hörend und befolgend, durchlas er die folgenden, an ihn gerichteten Schriften, und warf, möglichster Ruhe sich befleißigend, mit wenigen Worten die Ausfertigungen für den Secretär auf den Rand der Briefe.

Kaum frey von dieser Last, zu der ihm nur der Beruf die erforderliche Stärke und Unpartheilichkeit geliehen

hatte, so sprang er vom Arbeitstische auf, um der Schelle der Dienerschaft das Zeichen zu geben, daß der Gebieter ihre Dienste eiligst erwarte und fordere. „Diese Papiere dem Secretär!“ befahl er dem Einen; „schnell angespannt!“ dem Andern.

Der Vierspänner hielt. „Rasch nach Schwarzeneck!“ befahl der Einsteigende. — Angekommen beym schönen Landgute des Ministers, in der Nähe des romantisch gelegenen Schwarzenecks, hielt der Kutscher. „Nicht hier, am Amthause!“ donnerte diesem der gefürchtete Herrscher zu.

Mit der größten Ehrerbietung ward der Allgewaltige von dem Oberamtmann begrüßt und empfangen. Alles dargebotene ward streng abgelehnt. „Wohnt hier im Orte eine gewisse Berthold?“ fragte ziemlich streng der angekommene fremde Gast. Auf die unterthänig bejahende Antwort erfolgte sofort der Befehl: die Berthold solle erscheinen, und sobald als möglich, da der Minister noch vor Abend in die Residenz zurück müsse. „Sorgen Sie dafür, sodann für meine Leute und die abgetriebenen Pferde — nicht für mich,“ setzte der Graf hinzu. — „Für mich wünsche ich Einsamkeit und Ruhe, bis die Geforderte erscheint.“

Nach Ablauf einer halben Stunde kam die Vorgeladene, ein liebliches Kind an der Hand führend, bleich und zitternd, in einfacher, doch nicht ärmlicher Kleidung. Die noch schöne, einst blühende Gestalt sank zu den Füßen des Grafen; die Kleine, der Mutter Beyspiel folgend, that, erschrocken vor dem hohen, ernsten Manne mit der zornigen Miene, dessen Verhältnisse zu ihr das unschuldige Wesen nicht kannte, ein Gleiches.

„Steht auf,“ forderte der, durch den Anblick der angenehmen, blassen Gestalt und des lieblichen, seinem Theodor so ähnlichen Kindes Bewegte, von den Knieenden; „steht doch auf, nur vor Gott soll man knieen!“

Mutter und Tochter gehorchten.

Die Inquisition begann, doch milder als es nach dem ersten Eindruck des Briefes auf den, so etwas nicht ahnenden Vater, sich hätte erwarten lassen.

Frage: „Heißt Sie Berthold?“ Antwort: „Ja!“

Frage: „Hat Sie den Brief (er wird ihr vorgezeigt) geschrieben?“ Antw.: „Ja.“

Frage: „Dies Kind ist das Ihrige?“ Antw.: „Ja, mein Kind und meines geliebten, theuren Theodors!“

Frage: „Die Ehe hätt' er Ihr versprochen, Sie nennt sich seine Gattin?“ Antw.: „Nein! doch ich bin es, sehen Sie, betrachten Sie das liebliche, ihm so ähnliche Kind!“

Gerührt stand der Erbitterte; das Großvatergefühl, eines der reinsten und herrlichsten, die es nur im Leben des Menschen geben mag, ergriff ihn mit aller Wonne, die es unter andern Verhältnissen bringt, und ließ ihn in dem Moment vergessen, daß die Dinge sich anders gestaltet hatten, als sie es eben gesollt hätten.

„Dein Kind nehm' ich zu mir, ich sorge dafür, es soll ihm an Nichts fehlen, ich will es bilden lassen, und sein Glück sey meine angelegentlichste Sorge,“ sprach der Minister, in eine ziemlich freundliche Stimmung versetzt, zur beängstigten Mutter. „Auch für Sie will ich sorgen, wenn Sie vom Kinde und allen weitern Erwartungen und Hoffnungen absteht.“

Mit aller Kraft und jenem Muth, den das wahre Muttergefühl eingibt, verweigerte fast trotzig Amalie die Herausgabe der Tochter, die sie fest umklammerte. „Ich helfe mich durch und sie,“ war ihre letzte Erklärung, „bis — der Augenblick kommt, wo ich meine und der Tochter Rechte geltend machen kann; das will ich, das werd' ich.“

Ueber diese Widersetzlichkeit auf's Neue im höchsten Grade erbittert, ließ der Minister den Oberamtmann ins Zimmer rufen, um ihm den Auftrag zu geben: „Diese Person mit dem Kinde muß morgen über die Gränze geschafft seyn; und, fort, rüste Sie sich zur Abreise!“ rief er der Unglücklichen zu, als sie sich mit dem weinenden Kinde entfernte.

Der Minister hielt das Geschäft für abgethan: das war es nicht. Nach wenigen Minuten des ersten Nachsinnens, die er, das Haupt auf die Rechte gestützt am Tische gesessen hatte, sprang er hastig auf, um den Oberamtmann

wieder hereinrufen zu lassen. Sein besseres Selbst hatte die Oberhand über seine leidenschaftliche Aufwallung gewonnen und inniger Theilnahme an dem Schicksal der schönen Büßenden Raum gegeben. Auch sollte das freudige Gefühl der großväterlichen Würde sich nicht umsonst in seiner Brust geregt haben. Drey große Goldrollen waren vom Grafen aus dem mitgebrachten Kassette hervorgenommen, welche dieser dem Oberamtmann mit den Worten überreichte: „Nehmen Sie, lassen Sie die Berthold heute noch kommen, und will sie das Kind mir überlassen, so geben Sie ihr Alles, will sie nicht, so geben Sie ihr eine Rolle auf den Weg mit — und," setzte er fast vertraulich, milder wenigstens als ihn der Wirth je gesehen hatte, hinzu: „wenn ich ihren künftigen Aufenthalt weiß, darben soll sie nicht, noch weniger das Kind." — Amalie nahm von dem dargebotenen Gelde nichts, verlangte und erhielt unter dem Namen Wittwe Berthold einen Paß nach Frankreich, drückte auf den erneuerten Antrag, um Zurücklassung des Kindes, statt der Antwort die Tochter an die Mutterbrust, und war am folgenden Morgen, nachdem sie vorher alles geordnet hatte, spurlos verschwunden. Ihren künftigen Aufenthalt hatte sie nicht bestimmen können, oder wollen.

Amalie Berthold war in der That eines bessern Looses würdig, als sie in der ihr vom Geschick zugewiesenen Lebensbestimmung fand. — Tochter eines vom Glück wenig begünstigten Beamten im Elsaß, ward sie, nach dem frühen Tod ihres Versorgers, Waise, da Amaliens Mutter kurz nach deren Geburt erst im Tode den Frieden gefunden hatte, der ihr im Leben nicht zu Theil geworden war. Eltern- und Geschwisterlos, ohne nähere für sie sorgende Verwandte, ohne unterstützende Freunde, damals etwa siebenzehn Jahre alt, trat sie, mit einem kleinen Päckchen unterm Arm, aus dem väterlichen Hause, um einer andern Bestimmung entgegen zu gehen. — Nichts nahm sie mit sich aus der Heimath, als jenes, noch dazu von manchem habsüchtigen Gläubiger ihr beneidete, kleine, leicht zu tragende Eigenthum; sodann Zeugnisse ihres guten Ver-

haltens, und, was mehr als solche Zeugnisse bedeutet, die Bestätigung der Wahrheit derselben im klaren Auge, und endlich das Gefühl der unbefleckten Unschuld und reinen Sittlichkeit. So ausgestattet, mit leichtem, unbefangenem Sinne, wie ihn nur die Jugend hat, war sie in die Fremde gezogen.

Amalie fand ein Unterkommen als Lehrerin nnd Erzieherin der beyden kleinen Töchter einer Baronin von Werner, die in der Vaterstadt Theodors lebte und, eine reiche und prachtliebende Wittwe, dort ein sogenanntes großes Haus machte. Theodor war, als naher Verwandter der allgemein geschmeichelten Frau, oft in diesem Hause, wo Bälle und Concerte, wenn nicht zur Tagesdoch zur Wochenordnung gehörten. — Hier sah er Amalien, die durch ihren Liebreiz, ihr bescheidenes, einfaches und doch würdiges Benehmen den jungen Mann anzog und fesselte. Eine wechselseitige Achtung war bald nach den ersten Unterhaltungen entstanden; zwey treffliche Gemüther erkennen jedes des andern Werth; die Schranken, welche die verschiedenen Stände zwischen ihnen gezogen hatten, waren bald gebrochen. Nicht lange, so erwuchs aus der Achtung eine herzliche Zuneigung, und alle Hoffnungen des jugendlichen Alters erwachten in den Herzen Beyder. Theodor und Amalie sahen sich immer öfter, nicht selten allein, letzteres meistens auf Spaziergängen in dem an die Wohnung der Frau von Werner gränzenden Park, und, — was oben angedeutet worden, erfolgte.

Unter dem leicht gefundenen Vorwande: daß Amalie von einer nahe erkrankten Verwandten in der Heimath zur Pflege berufen sey, erhielt sie, wiewohl ungern, doch ohne Schwierigkeit ihre Entlassung.

In dem einsam gelegenen romantischen Gebirgsdorfe Schwarzeneck hielt Theodor die Geliebte vor Nachforschung und Verfolgung sichergestellt. Dort kannte er den redlichen Schullehrer, der durch *seine* Verwendung die Stelle, durch seine Vorstellung beym Minister eine Verbesserung derselben erhalten hatte. Diesem, durch Bande der Dankbarkeit an ihn geknüpften Manne, durfte und konnte

Theodor vertrauen. Dahin, wo eine freundliche Wohnung für sie bereitet war, geleitete er selbst unter dem Schutze der Nacht die Freundin, die sich dort, so weit es eben die Verhältnisse gestatteten, behaglich und wohl fühlte.

Dann und wann konnten, ohne daß es bemerkt wurde, Theodors Spazierritte nach dieser Gegend und diesem Hause gerichtet werden, da dieses am Ende des Dörfchens liegt und ein Nebenweg dahin leitet. — In dem geräumigen Garten, auf drey Seiten vom nahen Gebirg umschlossen, auf der vierten, mit der Aussicht auf die reiche Gegend, konnten die Liebenden sich zuweilen, wenn auch nur auf wenig Minuten, in der Jasminlaube besprechen, die Theodor, ehe sie nach Schwarzeneck kam, für Amalien auf dem Punkte des Gartens hatte ordnen und verschönern lassen, wo man die Thürme der fernen Residenz und hinter ihnen die blaue, den Gesichtskreis schließende Bergkette erblickt. — Zu einer von beyden verabredeten Stunde des Tags fanden, von hier und dort aus, wechselseitige, wenn gleich nicht gesehene Begrüssungen statt.

Theodor erlebte noch die, freylich mit dem Wermuth bitterer Reue gemischte Freude: sich als Vater Theodorens begrüßt zu sehen, ehe er sich vom Vaterhause entfernte. Auch mußte die schöne Mutter völlig genesen seyn, und mit ihm die schmerzlich süße Abschiedsstunde gefeyert haben, bevor er sich zur Abreise nach G. entschließen konnten. — Nachher fanden keine weitere mündliche Unterhaltungen zwischen beyden statt, da Theodor ohne Aufsehen von dort aus, die Heimath nicht besuchen konnte. Desto häufiger wurden die schriftlichen wechselseitigen Herzensergüsse.

Ueber Amaliens und ihrer Tochter nachheriges Schicksal, bis zu einem gewissen Punkte hin, ist der Leser durch das Frühere unterrichtet.

Von seiner Reise nach Schweden war Ferdinand, nachdem er die Angelegenheit seiner Mutter, während eines

halben Jahrs glücklich beendigt hatte, in seine Vaterstadt zurückgekehrt. — Da er durch seinen Bruder Wilhelm, was in Schwarzeneck vorgegangen, vernommen hatte, so fürchtete der Wiederangekommene, nicht ohne Grund, den ersten Empfang des Ministers, der, weil er ihn als Mitwisser des Geheimnisses voraussetzen mußte, ihn rauh und hart behandeln würde. — Ferdinand hatte ohne Grund gefürchtet, da der Graf ihn mit Milde, Wohlwollen und väterlich theilnehmender Freundlichkeit empfing: kein Wort ward über jenen Vorgang erwähnt. Ferdinand ward aufgefordert, wieder in sein Geschäft einzutreten; mehr noch als zuvor ward er vom Minister angezogen, und des Pflegesohns seltner Fleiß und vorleuchtendes Talent, durch dessen Ernennung zu immer höhern und höhern Stellen anerkannt und belohnt. Nach Ablauf eines Jahrs seit seiner Rückkehr aus Schweden war er — ungeachtet sein bescheidener Sinn sich dagegen gesträubt hatte, zum Ministerialrath aufgerückt, oder vielmehr vom Minister hinauf gedrängt.

Den Oberamtmann Kern zu Schwarzeneck hatte der Tod plötzlich seinen Angehörigen entrissen. Kaum hatte Ferdinand davon Kunde, als er, noch immer treu den Wünschen seiner frühern Jahre, der Jahre, wo er über seine künftige Lebensbestimmung nachzudenken angefangen hatte, den Entschluß faßte, bey dem ihm so wohlwollenden Minister um die wenig gesuchte Stelle anzuhalten. „Du wolltest," fragte dieser, wie ihm der Antrag geschehen war, sehr ernst, „Du wolltest all Dein schönes Talent in jene Einsiedeley versenken? Deine Kräfte, die Großes zu leiten und auszuführen bestimmt sind, vertrödeln in Abmachung erbärmlicher Bauernprocesse?" Ferdinand, der sich in der Einwirkung auf das kräftige Landvolk ein schöneres Ziel gesteckt hatte, drang immer stärker auf die Ertheilung jener Stelle. So wie er stand, war er beneidet, er sah, je höher er stieg, um desto mehr würde er es seyn. Unbemerkt und wohlthätig auf eine kleine Umgebung zu wirken, war von jeher Ferdinands sehnlichster Wunsch. Thue das jeder in seinem Berufskreise, war sein Wahlspruch, und das Ganze wird besser. — Der Minister mochte

endlich dem wiederholten immer dringendern Anliegen nicht widerstehen. — „Da, Du Schwärmer," empfing er eines Vormittags seinen Begünstigten, „da hast Du Deine Bestallung als Oberamtmann — geh hin, versuchs, und einige Wochen werden Dich überzeugen, daß Du zu Besserm bestimmt bist. Doch sey ruhig, ich behalte Dir inzwischen eine, Dir bestimmte, Deinem Verdienst angemessene Stelle auf. Geh nur, Träumer, versuchs, früh genug wirst Du zu mir und einem Geschäft zurückkehren, das Deiner würdig ist "

Ob des Ministers Erwartung in Erfüllung ging? mag ein Schreiben Ferdinands an Theodor andeuten, welches dieser in Florenz erhielt, nachdem jener bereits sechs Monate als Oberamtmann in Schwarzeneck gelebt hatte.

Schwarzeneck den 2c.

„Ich fühle mich glücklich in meinem einfachen Beruf, „in meiner heitern Wohnnng, die Du ja kennst, in dieser romantischen uns so befreundeten, mir so manche schöne „Erinnerung aus einer schönen Vergangenheit darbietenden „Gegend. — Von der Residenz seh' ich nichts, als wenn „ich Abends am Fenster stehe, die Thürme und Kuppeln „Deiner und meiner Vaterstadt, wenn die sinkende Sonne „sie vergoldet. Gern weilt mein Auge auf dem Punkte, „nicht, weil er die Freuden und Genüsse eines üppigen Hoflagers umfaßt, und als wenn ich mich nach diesen Schatten und Traumgestalten zurücksehnte, nein, nur darum „haftet mein Aug' auf jener Stelle, weil es der Punct ist, „wo wir uns zusammenfanden, Theodor, wo mit lindem „Flügelschlage die Freuden der Kinder- und Jünglingsjahre uns vorüberrauschten, wo die ersten Keime des Schönen und Guten in unsre jugendliche Seelen gelegt wurden und zu gedeihen begannen, um einst, so Gott will, „gute Früchte, wenn auch von sehr verschiedener Art, „zu tragen.

„Von Amalien und ihrem Kinde weiß ich Dir immer „noch nichts Näheres zu sagen. Denke Dir: Dein Vater „interessirt sich immer lebhafter für beyde. Ich soll Alles „anwenden, Kunde von der Abwesenden, leider durch ihn „im ersten Unwillen aus dem Lande Getriebenen, zu er-

„halten. Ich thue was ich kann, aber leider immer noch „vergebens. — Bald kann ich nun auf Deine Rückkehr nach „Monaten, dann nach Wochen zählen, könnte ich's nur „erst nach Tagen und Stunden! — Am 20. September „mußt Du aber heimgekehrt seyn, wenn Du anders Dei„nes Worts eingedenk seyn willst! — Vielleicht wird es „auch Deine Rückkehr beschleunigen, wenn ich Dir sage: „daß eingetreten ist, was ich Dir vor einigen Wochen als „Hoffnung andeutete: ich habe jetzt Carolinens Wort und „ihrer Mutter freudige Zustimmung: am 20. Sept. den„ken wir, versteht sich, wenn Du Zeuge seyn kannst, un„sern Bund vor dem Altare zu schließen. — Wie ich hieher„zog, wollte die Mutter, Schicklichkeits halber, nicht „mit mir unter einem Dache leben, obgleich ihr, als Wittwe „meines Vorgängers, die Wohnung im Amthause für sich „und ihre Tochter noch während eines Jahrs gebührt hät„te. — Nun wird sie bald mit der lieblichen Tochter aus „ihrer Wittwenklause wieder zu mir ziehen. — Du wirst „meine Wahl billigen, Theodor, und das stille, einfache, „häusliche, bildungsfähige Landmädchen: meine Auser„wählte, schätzen lernen. — Wie sehnt sich mein Herz dar„nach: bald Zeuge Deines, durch häusliches Glück be„ruhigten Lebens zu seyn! Aber, könnte ich auch Nach„richten geben, wie Du sie mit mir, höchst und sehnlich „wünschest, vermöchte ich das, wie ich's nicht kann: den „Vater würde ich dadurch beglücken, den Gatten Ama„liens — nicht. Wird jemals Dein Vater das Lautwerden „einer solchen Verbindung gestatten, die so ganz seinen „Lebensansichten wie seinen Planen mit Dir zuwider ist, „würde es selbst Dir, der in jene Plane einzugehen scheint, „würde Dir selbst ein solches Band nicht störend und einst „lästig werden! — Armer Theodor! fürs erste wirst Du „Dich damit begnügen müssen, das Glück Deines Freun„des zu theilen, bis ich einmal, Gott gebe bald! Dir Glei„ches mit Gleichem von ganzer Seele erwiedern kann. ꝛc.

Ferdinand."

Nach einer Abwesenheit von drittehalb, in Deutschland, der Schweiz, Italien und Frankreich verlebten Reisejah-

ren, war Theodor auch in die Heimath zurückgekehrt. Wie Manches hatte er gesehen, was für seine künftige Lebensbestimmung die reichste Ausbeute geben konnte, wie Vieles dagegen, was ihm das Vaterland mit seinen biedern Bewohnern und mit der Sorge der Regierung für das Wohl des Ganzen wie des Einzelnen, um so schätzbarer machen mußte. Erst jetzt hatte Theodor gelernt, seinen würdigen Vater ganz zu erkennen und zu schätzen; wie gern übersah er nun die kleinen Schwächen und Fehler, welche gerade die vorzüglichsten Menschen so leicht sich aneignen. Trefflich war ihm von der Seite für sein künftiges, wirksames Leben vorgearbeitet. — Mit Herzlichkeit hatte der Minister den wackern Sohn empfangen, ohne nur mit einem Worte seines Verhältnisses zu Amalien zu erwähnen. Aber, wie gealtert fand Theodor, nach einer fast sechsjährigen Abwesenheit, den Vater wieder! durch Ueberanstrengung in den drückenden Verhältnissen, die in jener Zeit das Vaterland berührt hatten, oft durch das Mißkennen wohlüberdachter Plane tief gekränkt, öfter da, wo er allgemeinen Dank erwartet hatte, mit sprödem Undank belohnt, stand der Vater, den er als kräftigen Mann verlassen hatte, als müde gewordener, abgematteter Greis vor dem Sohne. Mit innigem Bedauern blickte dieser in das blasse, tiefgefurchte, von schweren Wolken umlagerte Angesicht, aus dem nur noch das flammende Augenpaar wie ein Zwillingsgestirn hervorblitzte. — Statt des ewig wogenden Geschäftslebens sehnte der Ermüdete sich zur Ruhe, und wollte die Last, die er nur zu lange getragen hatte, auf die kräftigen Schultern des jungen Mannes legen, den er geprüft und so kräftig als in jedem Betracht würdig gefunden hatte, seine Stelle einzunehmen. Theodor ward Mitglied des Staatsraths; bald als der Ausgezeichnetste, Präsident desselben, und wenige Monate später, nachdem der Minister das Staatssiegel in die Hände des Fürsten zurückgegeben hatte, vom Vater als Minister, an seiner Stelle, freudig begrüßt und umarmt. An demselben Tage erhielt Theodor aus der Hand des Landesherrn, neben dem Großkreuz des Hausordens, das von seinem Vater zurückgegebene Staatssiegel. Nun war er Beherrscher des Landes, da der schwache Fürst oft,

ohne es zu wissen, unterzeichnete, was jener ihm zu diesem Zweck vorlegte. Milder als sein Vater, aber dessen Ansichten im Ganzen folgend, ward Theodor mehr geliebt und eben so hoch geachtet als sein Vorgänger. — Er verdiente Beydes. — Ferdinands Rath war ihm in schwiegen Angelegenheiten ein Leitstern, den er fast immer, als den besten, befolgte. Seinem friedlichen ländlichen Leben konnte er jedoch den Freund nicht entreißen, da dieser den Antrag des neuen Ministers wegen Annahme einer ausgezeichneten Stelle im Staatsrathe, geradezu mit den Worten ablehnte: „Laß mich in meinem kleinen Kreise, ich bin unglücklich, wenn ich heraustrete. Mein einfacher Rath ist immer für Dich bereit, das weißt Du, Theodor. D'rum laß mich in der Stelle und in dem Verhältnisse zu Dir!"

Theodors Vater fühlte erst da die Abspannung seiner Kräfte ganz, als nicht mehr jede Stunde ihn zur Aufreizung der wenigen noch übrig gebliebenen aufforderte. Nun erst erlosch das Feuer seiner Augen, und nur dann, wenn ihm der Sohn, vor des Ermatteten Ruhebette sitzend, vom Verfolgen und Erweitern seiner frühern Plane erzählte, strahlte, wie durch Abendgewölk das Gestirn des Tages, auch sein Auge durch das Gewölk seines Lebensabends.

Einen Wunsch hatte er noch auf dem Herzen: seinen geliebten Theodor glücklich vermählt zu sehen. Ferdinandine von Haden, ein liebenswürdiges, treffliches Mädchen aus einer der reichsten Familien des Landes ward in einer traulichen Abendstunde Theodor in Vorschlag gebracht. Um den verehrten Vater nicht zu kränken, dessen nahes Ende, nach allen Anzeichen, zu erwarten war, versprach Theodor, die Sache in Ueberlegung zu ziehen. Nach wenigen Tagen drückte schon der edle Sohn den letzten Kuß auf des trefflichen Vaters erblichene Lippe.

Amalie war es, die noch immer im Herzen Theodors lebte. Gelang es ihm, sie wiederzufinden, so ward sie, trotz alles Hohngelächters des Pöbels (Hof- und hofmäßige Stadtwelt genannt), seine erklärte Gemahlin, und ein Ungewitter sollte über den ausbrechen — so dachte er's sich im Voraus — der nur mit einem hämischen Blicke

die Gattin des Allgewaltigen gekränkt hätte. — Doch, wie selten ist es dem Sterblichen vergönnt, die sehnlichsten Wünsche seines Herzens in ihrem ganzen Umfange erfüllt zu sehen!

Seiner Zusage gemäß, stand der Minister von Adlerstein am nächsten 20. September als Zeuge in der Kirche zu Schwarzeneck neben dem Altar, vor dem Ferdinand und Caroline den Bund für's Leben schossen.

Noch manches Jahr kam Theodor an eben dem Tage zu seinem ländlichen Freunde, immer noch unvermählt, immer noch Nachrichten von Amalien und seiner Tochter erwartend. Aber keine Kunde von beyden war bis dahin zu erhalten, möglich gewesen. — Mit Theilnahme und Rührung sah dann Theodor das häusliche Glück seines Freundes immer schöner erblühen; wohl freute er sich dessen, aber doch trat ihm manchmal eine männliche Thräne ins Auge, wenn er die Ergüsse der Gatten- und Elternliebe sah, und aus tiefer Brust konnte er dann wohl im Stillen seufzen: ach, mein verfehltes Leben!

Wir kommen jetzt auf den Zeitpunct zurück, dessen gleich Anfangs erwähnt ist, wo die beyden Freunde, eben auch am 20. September, sich über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf dem friedlichen Zimmer im Amthause zu Schwarzeneck traulich besprachen.

Vier bis fünf Monate vorher, hatte sich im Amtsrevier von Schwarzeneck eine Gaunerbande eingefunden, die in den dichtesten Waldungen hauste und von dort aus, neben Wahrsagerkünsten, auch wohl gelegentlich das Geschäft trieb, sich fremden Eigenthums mittels nächtlicher Einbrüche zu bemächtigen; sodann, wenn eben Zeit und Ort es gestatteten, auf nicht sehr besuchten Landstraßen, bey den Wanderern in Anspruch zu nehmen, was diese gerade an Geld oder geldwerthen Dingen bey sich führten. — Sobald darüber Beschwerden ans Oberamt gelangt waren, hatte Ferdinand Forstbeamte und Landleute aufgeboten, den Wald zu umzingeln, wo man die Bande vermuthen konnte. Wilhelm, Ferdinands jüngerer Bruder, jetzt Forstgehülfe zu Schwar-

zeneck, war als Führer eines Trupps von Landleuten mit ausgezogen. — In wenigen Stunden war der Wald umzingelt, die Bande von etwa vierzig Personen, Frauen und Kinder mitgezählt, eingeschlossen, nach fruchtlosem Widerstande ergriffen und in sichere Verwahrung gebracht. Niemand war entkommen, als ein Knabe, von, dem Anschein nach, zwölf bis dreyzehn Jahren. Wilhelm hatte die Spur und Richtung des Fliehenden entdeckt und war mit seinen Leuten zum Fang des Flüchtlings nachgeeilt. Ganz nahe schon waren sie ihm, als der Verfolgte mit Blitzesschnelle eine nahe, hohe Eiche erkletterte, und von dem Gipfel wie höhnend in wunderlicher Sprache den Verfolgern zurief: „Hier bin ich, suivés moi, wenn Ihr könnt.“ — „Warte nur, Kätzlein,“ rief drohend Wilhelm hinauf, „ich fang Dich,“ und damit begann der junge, kühne Forstmann dem „Kätzlein“ nachzuklettern. Der Knabe hatte aber ein Pistol aus dem Busen hervorgezogen, legte auf den Verfolger an, und streifte mit einem Meisterschuß Wilhelms rechten Arm so, daß er zurück mußte. „Prenés garde,“ scholl's während dessen vom Wipfel des Baums, „ne le repétés pas, sonst ich mach' Euch caput, ganz todt.“ Dabey drohte die Mündung des Feuergewehrs aus den Blättern der Eiche hervor. Es wäre Thorheit gewesen, die Festung weiter zu bestürmen, da die Besatzung doch bald, wenn nicht wegen ausgegangener Munition, doch wegen Mangel an Lebensmitteln sich ergeben mußte; der Anführer, der den Sturm gern noch einmal gewagt hätte, vermochte es nicht, wegen des verwundeten Arms; kein anderer aus dem Belagerungscorps bezeigte Neigung dazu. Was war zu thun, als die Festung ein Paar Stunden blokirt zu halten, was in der milden Sommernacht ohne Unbequemlichkeit geschehen konnte; um so mehr, da die Blokirenden sich mit hinlänglichem Proviant versehen hatten.

Die Sonne hatte kaum mit ihrem ersten Strahl die Spitze der Feste vergoldet, als Wilhelm den ruhig schlafenden Knaben mit dem Zuruf erweckte: „Komm herab, Bube und ergib Dich! oder“ — „Noch nit,“ war die Antwort aus der höhern Region; „attendés,“ und indem pfiff eine Kugel dicht über Wilhelms Haupte hin. Und weiter fuhr

der Belagerte fort: „j'ai faim und nix a boire; will maken Capitulation, aber nix in Prison, nix in Loch unter die Erd. — Bin Innocent.“

Auf Wilhelms Zusage, daß er blos zum Amtmann geführt werden solle, um Auskunft über Manches zu geben, und im Fall der Schuldlosigkeit von keinem Kerker die Rede seyn könne, schwang sich das Kätzlein rasch vom Baume herab und eilte auf Wilhelm zu mit den Worten: „Dir trau ick, die annere nix — Du courage, le Reste, kein courage — si dont. Bring Du mick zu Bailli.“ Der Knabe hing sich an des Führers unverwundeten Arm, deutete im Fortgehen auf den verwundeten rechten: „viel Weh noch?“ fragte er; Wilhelm verneint' es, der Knabe lächelte: „Sollt auck nur wegjage, nick viel weh thun — aber, schleckt gemackt,“ setzte er, den Verwundeten anhaltend und die Binde rasch von dessen Arm nehmend, hinzu, holte ein blechernes Büchschen aus der Tasche, bestrich mit lindernder Salbe die leichte Streifwunde, legte die Binde besser, mit der Versicherung, um, „demain nix mehr,“ und wandelte an der Hand des Führers ruhig dem Amthause zu.

Der olivengelbe Knabe mit den widrigen braunen Flekken im Gesicht, der blauen Nase, dem struppigen, ungekämmten Haar und dem starken Höcker auf der linken Schulter, war nicht geeignet, einen angenehmen Eindruck auf Ferdinand zu machen, dem er von Wilhelm zugeführt war. Nachdem er sich ziemlich keck als den „Waldfritz“ angekündigt hatte, forderte der Gefangene mit Ungestüm Nahrung, deren er sehr bedürfe, dann möge man ihn ausfragen, so viel man wolle. — Ferdinands Gattin, die sich's nicht länger versagen konnte, den verwegenen Knaben zu sehen, von dem sie schon so manches Abentheuerliche gehört hatte, war eben ins Verhörzimmer getreten, als der Waldfritz jenes Verlangen äusserte. Auch ihr fiel zwar der Knabe im ersten Augenblick widerlich auf, doch wie sie seine gutmüthigen, klugen, schwarzen Augen, seine zwar höchst einfache, aber dabey sehr reinliche und unzerrissene Kleidung betrachtete, wie der erst so ungestüm fordernde Bursch vor ihr auf die Knie sank, und die Forderung in die demüthige

Bitte verwandelte: „Gute, schöne Mutter, gib mir zu essen, mich hungert allzusehr," und dabey flehend die Hände zu ihr emporstreckte — da war Carolinens Herz gewonnen, sie fühlte ein tiefes Mitleid mit dem Verlassenen und nahm ihn mit in ihr nahes Zimmer, wohin ihr Mann und Wilhelm sie begleiteten; die den Gefangenen nicht aus den Augen und ihn mit Carolinen allein lassen wollten.

Fritz hatte sich bey seiner Mahlzeit so anständig und mäßig gezeigt, wie die Umstehenden nach seinem frühern Benehmen auf keine Weise erwarten konnten. Nur ein Glas Wein nahm er, und zwar erst da an, als es von Carolinens Händen ihm gereicht wurde. Er leerte es aufstehend, langsam nippend auf das Wohl der schönen Mutter. Diese wandte sich zu ihrem Gatten, mit den leise gesprochenen Worten: „So anständig, so jung und doch, und doch — schon ein Verbrecher." Fritz hatte die Worte verstanden, war aufgesprungen und wandte sich flehend an die schöne Mutter: „Laß mich Dir Alles sagen, was ich sagen soll, aber Dir allein muß ich es sagen." Caroline bat mit einem Blick ihren Gatten und Wilhelm um Entfernung. Wie jener anstand, den bezeigten Wunsch zu gewähren, holte der Verhaftete ein in der Ecke liegendes Stück Bindfaden herbey, es Carolinen mit den Worten darbietend: „Ich stehle Dir nichts, schade Dir nicht, laufe auch nicht weg, hier hast Du meine Hände, trau'st Du mir nicht, so binde sie (er legte sie auf den Rücken) fest, ganz fest zusammen; von Dir laß ich mich willig binden,*) sonst von Niemand." — Man kann denken, daß „die schöne Mutter" das Amt des Schließers verschmähte, und ohne Bedenken für das Alleinbesprechen mit dem Knaben stimmte. Die Männer verließen das Zimmer, doch sorgte Ferdinand, daß Thüren und Fenster von ausgestellten Wachen genau beobachtet wurden; Wilhelm nahm den Posten an der Eingangsthüre zu dem Zimmer seiner Schwägerin.

*) Kaum braucht bemerkt zu werden, daß des Knaben verkehrte Ausdrücke, hier, wie weiterhin, ins Deutsche übertragen sind.

Caroline, und — man darf schon sagen — ihr junger häßlicher Günstling waren nun allein.

„Laß Wasser kommen und ins anstoßende Zimmer bringen, und etwas Seife und ein Tuch, liebe Mutter," bat der immer unbefangener und zutraulicher werdende Knabe, „und laß mich dort ein Paar Minuten allein, ich entspringe Dir nicht, kann es ja auch nicht" (er deutete dabey auf die umherstehenden Wachen) — Caroline gewährte die Bitte.

Das Geschäft in dem Nebenzimmer war in der bestimmten Zeit geendigt, und vor die erstaunte Beschützerin trat der vorher so widerwärtig Häßliche, als ein lieblicher Knabe, mit seinem glänzend schwarzen Lockenhaar, den klaren, sprechenden Augen, deren Feuer die langen Wimpern milderten und überschatteten. Die Olivenfarbe, mit braunen Flecken, waren einer blendend weißen Haut gewichen, die durch die Farbe frischer Gesundheit auf den Wangen, erhöht ward. Der Mund war um die Hälfte verkleinert und der fatale Höcker verschwunden.

„Bist Du eben der, der vor ein Paar Minuten von mir ging?" fragte verwundert Caroline, die vom Sopha aufgestanden und dem Verwandelten entgegen gegangen war. „Freylich bin ich's," erwiederte der Waldfritz; „Mutter Anne hat mich immer so garstig angemalt und mir das Ding da (er zeigte ein Kissen vor) auf die Schulter gebunden. Sie versicherte dabey stets: 'das müsse so seyn, und ich wäre verloren, wenn ich mich anders zeigte.' — Nun aber bin ich wieder, was ich war, und nun erst kann ich Dir erzählen, was Du wissen willst, Du hättest mir ja nicht geglaubt, wenn ich in der häßlichen Schale geblieben wäre."

Caroline bot dem Verwandelten einen Platz neben sich an; aber fest lehnte Fritz diese Ehre ab: „Nein, so muß es seyn," hinzufügend, als er sich vor ihr auf die Kniee senkte; „ich bin ja des Knieens gewohnt worden; wie ungern that ich es einst, wie gern, ach wie gern thu' ich's jetzt vor Dir; nein, nur so kann ich Dir beichten.

„Die Männer der Waldgesellschaft, von denen ich hieherkomme, nannten mich den Waldfritz, auch den wilden Fritz, Mutter Anne aber, das Waldliesel oder das Waldmädchen."

„Wer war Mutter Anne?“ fragte Caroline.

„Die Frau unsers Anführers. Sie ließ es sich nicht nehmen, daß ich in ihrer Nähe schlief, und eben so wenig, daß sie mir die Züchtigungen gab, die ich auf Befehl des Herrn oftmals erdulden mußte, wenn ich meine Sachen nicht gut gemacht, oder wegzulaufen versucht hatte, was mir immer mißlang. — Mutter Anne meinte es doch wohl noch am besten mit mir, denn sie ermahnte mich oft, mich gut zu betragen, besonders immer dem Herrn und ihr gehorsam zu seyn, sie wolle dann künftig für mich sorgen und mein Glück machen. Was sie aber mit mir vorhatte, hat sie mir nie entdeckt.“

„Nach Verlauf einiger Monate ward ich im Stehlen, besonders in der Taschendieberey, unterrichtet und zur Ausübung des Erlernten streng angehalten. Was ich erbeutete, mußte ich der Mutter bringen, erhielt aber eine Belohnung dafür. Da ich bemerkt hatte, daß die Mitglieder der Gesellschaft am höchsten geschätzt wurden, denen der Gebrauch des Feuergewehrs bekannt war, so sparte ich auf, was ich konnte, um mir ein Pistol zu kaufen; leicht hätte ich eins stehlen können, aber für mich zu stehlen? — Pfui! (Caroline lächelte dem wunderlichen Moralisten Beyfall) — Auch Pulver und Bley schaffte ich mir durch Ankauf an, übte mich täglich, ward bald der beste Schütze in der Gesellschaft, und, so jung ich war, einer der geachtetesten Mitglieder, besonders da ich an Kühnheit keinem nachstand. Ich hatte ja nichts zu verlieren, warum hätte ich nicht alles, was ich hatte — mein Leben — wagen sollen? — Je länger ich mich indessen bey diesen Menschen verweilen mußte, desto mehr überzeugte ich mich, daß ich in schlechte Gesellschaft gerathen, und daß ich durch sie nicht zu meinem Zweck gelangen würde. Ich hatte durch den glücklichen Gebrauch meines Pistols Vertrauen zu mir gewonnen, mein Geburtsland wußte ich nah — ich entfloh aufs Neue, um mich dahin zu schleichen. Vergebens: ich ward, ungeachtet meiner Gegenwehr, und obgleich ich einen meiner Verfolger verwundete — ergriffen, zu Mutter Anne geführt, von ihr in unsrer Hütte auf die empörendste Weise gezüchtigt; gefangen gehalten, und erst da wieder freygelassen,

als wir uns in dem nahen Walde eingeschlossen und verfolgt sahen. — Daß ich mich widersetzte und auf den jungen grünen Mann schoß, geschah, weil der Herr immer versichert hatte, wenn sich einer von uns durch die weißen Männer fangen ließe, so würd' er in Ketten gelegt, käm' in ein unterirdisches Loch und müsse da Zeitlebens bleiben, wenn man ihm nicht gar den Kopf abschlüge. — Ich sehe, der junge Mann hält sein Wort; ich trage noch keine Ketten, und bin statt im Gefängnisse unter der Erde, bey Dir, schöne, gute, milde Mutter. Nicht wahr, Du wirst dafür sorgen, daß ich nicht in Ketten gelegt und in's Loch gesteckt werde, wie es der grüne Mann auch thun wird."

Caroline verlangte freundlich von dem noch immer Knieenden, besonders darüber Beichte: ob er an Mord, Einbruch und Straßenraub Antheil genommen. Er verneinte das, mit gen Himmel gerichteten Blicken, heilig versichernd, nie den entferntesten Antheil daran genommen, sein Talent und seine Kühnheit nur angewandt zu haben, um kleine Taschendiebereyen, Entwendungen von Lebensmitteln zu üben; seine Kühnheit: um dergleichen oft mit Gefahr seines Lebens, mitten im Gedränge von Menschen zu wagen, oder bey hellem Tage, wo er Gefahr lief, falls er bemerkt würde, todt geprügelt zu werden. Von seinem Pistol hatte er, gegen Menschen, nur in den beyden angegebenen Fällen, zu seiner Rettung von wirklicher oder geglaubter Gefahr Anwendung gemacht.*)

Caroline hatte bey ihren Erkundigungen über Manches, immer den Befragten: Fritz genannt, bey der letzten solchen Anrede faßte dieser treuherzig Carolinens Hand und nach einem langen Kusse bat er: „Schöne Mutter, nenne mich nicht mehr Fritz, auch nicht Aurelia, wie die zweyte Mutter, nenne mich Dora, wie meine erste

*) Was der Knabe Carolinen gebeichtet und diese treu im Gedächtnisse aufbewahrt hatte, traf mit seiner nachherigen Aussage beym gerichtlichen Verhör auf das Genaueste zusammen. — Die Mitglieder der Gaunerbande bestätigten die Aussagen des Waldfritz in jedem Punkte, und Mutter Anne besonders wußte nicht Rühmliches genug von ihm zu sagen.

Mutter mich immer nannte, wenn sie mich, wie Du, mit den liebevollen, milden Augen ansah."

„Dora?" fuhr Caroline auf.

„Dora," war die Erwiederung. —

Mit immer größerer Theilnahme hörte Ferdinands Gattin Dora's frühere Lebensgeschichte, und eben so wuchs ihr Interesse an der Erzählerin, welche von Caroline endlich gezwungen war, sich neben ihr niederzulassen, während die Zuhörerin, oft mit Thränen im Auge, das Mädchen umarmte.

Das weiter Erzählte sey nur auszugsweise in wenigen Zügen hier mitgetheilt.

Dora's Mutter war keine Deutsche, die aber mit der Tochter in diesem Theile Deutschlands gelebt haben mußte, indem die Erzählerin darüber manche, dies bezeugende Umstände anzugeben wußte. Schon in früher Kindheit war sie ihrer Mutter in ein fernes Land gefolgt, wo man in fremder Sprache redete. — Dort hatten sie sich in einem romantischen Gebirgsdorfe, einer großen Stadt nahe, angesiedelt. — Die Mutter hatte viel gearbeitet und, was sie mit kunstvoller Hand verfertigt, zum Verkauf in die Stadt gesandt, dafür auch immer viel Geld erhalten. Die Stunden der Muße waren Dora's Unterricht gewidmet. — Diese durfte im Garten neben dem Hause, in ihren freyen Momenten herumspringen, ihre Blumen pflegen oder sonst sich erfreuen. Auch hatte die Mutter dann und wann Dora in den nahen Wald geführt, wo das Mädchen unterm dichten, heimlichen Gewölbe der hohen Waldbäume sich so froh und glücklich fühlte. — Die Mutter aber hatte dann oft, gelagert unter einer hohen Buche, dem Treiben des Kindes mit wehmüthigem Blicke zugesehen, und war in Trauer und Wehmuth gesunken. — Weiterhin — konnte der schöne Wald nicht mehr besucht werden; die Mutter war krank geworden, und ward es immer mehr. Einst ward die Tochter von ihrem Spiel im Garten, zu der Kranken gerufen, als diese eben einen Brief dem Boten mitgab, der alle zwey Tage Bestellungen in der Stadt machte. — Die Kleine mußte ans Bett der Kranken treten, wo ihr von der Mutter eine Brieftasche übergeben wurde, worin sich ein ver-

siegeltes Schreiben, einige Goldstücke und ein Paar einfache Ringe befanden. „Nimm das als meine letzte Gabe," sprach tiefergriffen die Kranke zu dem jetzt vor ihrem Lager knieenden Kinde, „ich muß Dich verlassen — die Vorsehung will es so — für Dich ist indessen gesorgt — Du wirst bald in Dein Vaterland zurückkehren — dort übergib das Schreiben dem Manne, dessen Namen Du auf der Aussenseite findest — zugleich auch die Ringe — die Goldstücke sind Dein Eigenthum; es könnten Fälle eintreten, wo Du ihrer bedürftest. — Verbirg die Brieftasche mit ihrem Inhalt auf's Sorgfältigste, wohin Du auch kommen wirst, vor Jedermann!" — Nach mancher freundlichen Lehre, und nachdem sie noch einmal Dora ans Herz gedrückt und die schon fast kalten Lippen auf die Stirne der geliebten Tochter gedrückt hatte, war die blasse Frau zurückgesunken.

Wenige Tage später fiel Dora's Abschiedsthräne auf das, mit Blumen geschmückte Grab der entschlafenen treffchen Mutter. — Nach deren Willen mußte sie fort aus dem ihr so lieb gewordenen, befreundeten Wohnorte, wo sie sich kindlich froh und glücklich gefühlt hatte. In eine unbefreundete Gegend mußte sie ziehen, begleitet von Hanne, der treuen Pflegerin ihrer Kindheit, die von der Abgeschiedenen dazu den Auftrag erhalten hatte.

Wie eine kleine Strecke des Wegs zurückgelegt war, betrachtete Dora von der Höhe, die einen Rückblick auf den verlassenen Wohnort gewährt, mit Wehmuth noch einmal ihr einfaches Haus und den Garten, der so manche schöne Erinnerung zurückrief. Da es eben vom Kirchthurm läutete, so war ihr, als hörte sie noch einmal das Grabgeläute um ihre gute Mutter. Mit Mühe konnte die Führerin das Mädchen von dieser Stelle weg und zum Weitergehen bewegen. — Nach mehrtägiger Wanderung kamen Beyde gegen Abend zu einem großen, finstern, einsam liegenden Gebäude. Vormals war es ein Nonnenkloster gewesen, jetzt zu einer Töchterschule eingerichtet, der eine Jugendfreundin Amaliens vorstand. — Mit banger Ahnung betrat Dora die düstern Mauern und die weite Zelle, wohin sie gewiesen ward, um die Vorsteherin zu treffen. Diese saß, ein großes Buch vor sich, in jener nur durch eine

Lampe schwach erleuchteten Zelle. — Hanne übergab der Vorsteherin, die man Cäcilie nannte, eine Geldrolle und ein Schreiben von Amalien. Letztere hatte darin ihren nahen Tod der vormaligen Freundin angekündigt; Hanne bestätigte, daß das Gefürchtete in Erfüllung gegangen sey. — Cäcilie erhob sich von ihrem Platze, um vor Allem die Geldrolle in den nahen Wandschrank zu legen und diesen sorgfältig zu verschließen. In ihrem hohlen Auge stand keine Thräne um die dahingegangene ehemalige Freundin; schwere Bedrängnisse und bittere Lebenserfahrungen hatten es ausgetrocknet, ihre Züge versteinert, in ihrer Brust jedes theilnehmende Gefühl vertilgt. Dora blickte mit Schauer zu der hohen, ganz in Schwarz gekleideten, ernsten Frau hinauf, aus deren finstern Blicken sie auch nicht eine freundliche Hoffnung für ihre nächste Zukunft zu schöpfen vermochte. — Wie gern wäre die Angekommene mit der gutmüthigen Hanne in deren Hütte zurückgekehrt! — Es durfte nicht seyn.

Cäcilie und Amalie, aus einem Orte stammend, kannten sich von früher Jugend an, da sie gemeinschaftlich in derselben Klosterschule ihre frühere Bildung erhielten. Sie standen, als nahe Befreundete, zusammen, wie sich so häufig das Verschiedenartige leichter an einander fügt, als das in allen Beziehungen Gleichgesinnte. — In der strengen Zucht der Klosterschule hatte Amalie bald gelernt, zu tragen, zu dulden, und sich in die Verhältnisse zu fügen, welche die höhere Leitung ihr einst bestimmen möchten. Cäcilie wollte sich nicht fügen, mußte es am Ende, und that es, mit Erbitterung im Herzen. — Amalie trat in die Welt, Cäcilie, von früher Jugend an bestimmt, dem geselligen Leben zu entsagen, in die Abgeschiedenheit des Klosters. Sie nahm den Schleyer, ohne seine Bedeutung zu kennen. — Ereignisse der Zeit entrissen sie späterhin ihrer klösterlichen Haft: — doch Verfolgungen, Bedrängnisse und Trübsale, die ihr der Wiedereintritt in's Leben darbot, erzeugten in ihr einen Widerwillen gegen das Treiben der Welt, und eine Verachtung des Menschengeschlechts, das eine erträumte Freyheit zu niedrigen, verabscheuungswür-

digen Handlungen benutzte. Wie oft sehnte sie sich damals zurück in ihre stille Klause, und wie rasch ergriff sie den Anlaß, unter veränderten Umständen, zu der Abgeschiedenheit zurückzukehren, die ihr doch einst mehr geboten hatte, als sie in dem trugvollen Weltleben wieder gefunden. — Cäcilie war in die Lage gekommen, daß sie das ehemalige Kloster ankaufen und zu dem vorhin angegebenen Zwecke benutzen konnte. Es sagte ihrem Sinne zu, daß sie eben da, unabhängige Gebieterin werden konnte, wo sie früher, Unterworfene, und in der Kindheit oft Gemißhandelte gewesen war. Nicht wie eine, von der Welt Niedergebeugte — als eine durch sie Aufgeregte und Erbitterte, ergriff sie den Herrscherstab, fest entschlossen, den Unfug aus den Herzen der jungen Gemüther zu verbannen, die ihr in großer Anzahl anvertraut wurden, da sie im Rufe strenger Sittlichkeit, ausgezeichneter Geistesgaben und ungewöhnlicher Kenntnisse stand. — Cäcilie übte, was man von ihr erwartete, aber mit einer Strenge, die oft in Härte ausartete. — Kleine Fehler ihrer Zöglinge behandelte sie als Vergehungen, größere als Verbrechen — indem sie, durch bittere Erfahrungen aufgeregt, sich zu der Meinung bekannte, daß die angestammte menschliche Bösartigkeit, bey jedem sich ergebenden Falle, nur durch die strengste Ahndung ausgetrieben werden könne. Daher wurden oft die armen, ihrer Obhut anvertrauten Mädchen gezwungen, als Büßende stundenlang auf dem Boden der ehemaligen Klosterkirche zu knieen, wenn sie nicht gar auf Befehl der Vorsteherin in der, von den Schülerinnen gescheueten Zelle, körperlich gezüchtigt wurden.

Dora ward nicht verschont, indem sie von ihrer „zweyten Mutter“ keines Vorzugs vor ihren Leidensgefährtinnen genoß. Dabey ward sie strenge zum Lernen angehalten, und nur dann und wann in den klösterlichen Garten gelassen, wo die hohen Mauern selten den milden Strahl der Sonne einzudringen gestatteten, wo keine Blume gedeihen wollte, und wo die mit Gras überwachsenen Gänge, nach Regentagen, das Treiben jugendlicher Spiele hindert.

Schon von der treuen Hanne hatte Dora den Trost erhalten: nicht lange werde sie in diesen dunkeln Mauern

bleiben müssen; bald werde der Retter erscheinen. Aber der Befreyer kam nicht, und immer härter ward das Benehmen der Vorsteherin gegen sie. Diese äusserte ihr mehrmals, das mitgebrachte Geld sey längst für Dora's Unterricht verwandt, und redete mit Bitterkeit über das Ausbleiben des Unbekannten, der von Dora's Mutter bestimmt sey, sie in ihre Heimath und zu ihren dortigen Angehörigen zurückzuführen. — Man sieht, Cäcilie hatte, während ihres Weltlebens, und wie sehr sie auch das Getreibe der Menschen haßte, doch den Werth des Geldes zu schätzen gelernt, obschon sie über dessen Nichtigkeit gegen ihre Schülerinnen sich häufig auszusprechen pflegte.

Fast zwey Jahre vergingen auf diese Weise, für Dora in immer vermehrter und tiefer empfundener Zurücksetzung; — zuweilen in erneuerter Hoffnung und Erwartung, denen sich jugendliche Gemüther ja so gern hingeben; — und dann wieder im niederschlagenden Gefühl, daß die Erfüllung noch wohl ferne sey, oder gar ausbleiben werde, da keine Nachricht aus der Heimath kam, und kein Befreyer an die Pforte des Klostergebäudes klopfte. — Manchmal hatte Dora in Stunden des höchsten Mißmuths, auf Flucht gesonnen. Sie wußte, ihre Heimath war nicht fern, und, auf den Inhalt ihrer Brieftasche sich verlassend, schien es ihr nicht schwer, mittels Nachfragen und Erkundigungen den Ort und den Mann aufzufinden, den das Schreiben ihrer Mutter ja bezeichnete. — Oft hatte sie auch, zu dem Zweck, die im Unterrichtszimmer an der Wand befestigten Karten aufmerksam betrachtet, sich die Richtung bemerkt, die sie zu nehmen hatte, und manche Plane ausgedacht, wie die Flucht am besten auszuführen sey. — Aber die strenge Aufsicht, die hohen Gartenmauern, die immer verschlossenen Pforten! Wie war aus dem Gefängnisse zu entschlüpfen? daß man sich nicht allzusehr bemühen werde, die Entflohene, war sie nur einmal glücklich entkommen, wieder einzuholen, dessen war sie gewiß: was hatte man davon, eine arme Kostgängerin länger zu nähren und zu kleiden?

Ein sonst schlimmes, ihr aber günstiges Ereigniß kam Dora zu Hülfe. — Abends brach im Klostergebäude plötzlich

ein Brand aus, den man einigen bettelnden Vagabunden zuschrieb, die am Vormittag sich eingefunden hatten, um eine Mahlzeit zu begehren. Während diese bereitet wurde, blieb ihnen Zeit und Gelegenheit, sich in dem weitläuftigen Gebäude umzusehen. Wie es darum seyn mochte, mit Anbruch der Nacht brach das Feuer aus, — alles gerieth in Verwirrung — die Pforten und Thüren mußten den Helfenden und Rettenden geöffnet werden, die Zellen der Zöglinge konnten nicht wie sonst verschlossen bleiben. — Jetzt war der Moment für Dora gekommen, rasch griff sie nach ihrem Heiligthum, der Brieftasche ihrer Mutter; eben so rasch stürzte sie die Treppe hinab, und fort in den Garten, und durch die offene Pforte in den nahen Wald, und in der Dunkelheit immer weiter und weiter, einer schwach erleuchteten Hütte zu, wo sie einige Ruhe suchte und fand. Es war ein Hirtenhaus, bewohnt von einfachen, zutraulichen, gutmüthigen Menschen. — Dora machte zum erstenmal vom kleinen mütterlichen Nachlaß Gebrauch, indem sie von dem Sohne jenes Hauses eine einfache, reinliche Kleidung ankaufte, für die Aufnahme und das Nachtlager mehr zahlte, als die ehrlichen Leute gefordert haben würden, ihnen das abgelegte weibliche Gewand dankbar zurückließ, und in einen niedlichen Knaben verwandelt, bey der Morgendämmerung die fernere Wanderung nach der Gränze antrat. — Durch Waldwege von dem Sohne des Hauses geleitet, im Arme einen Korb mit Victualien, gelangte unsere Flüchtlingin ohne Anstand an die Gränze, und über sie hinaus.

Auf der großen Heerstraße wanderte Dora unbesorgt und frohen Muthes weiter. War sie doch nun vor aller Verfolgung sicher, da, wäre sie auch vermißt und gesucht worden, dieses Nachsuchen, wie sie öfter gehört hatte, in fremdem Lande nicht fortgesetzt werden durfte. — Nicht lange jedoch, so sank ihr eben gewonnener Muth. Ein junger Mann nämlich kam eiligen Schrittes der Wandernden nach und erreichte sie, um sich zu ihr zu gesellen. Das braune Gesicht und die barsche Stimme des Mannes machten das arme Mädchen gleich Anfangs scheu und verlegen. Noch höher stieg die Angst und Verlegenheit, da er von dem jen-

seitigen Brande des Klostergebäudes wußte, von dem Vermißtwerden einer Kostgängerin, und, daß ihr sorgfältig nachgespürt werde. Dora hielt sich für verrathen und verrieth sich dadurch. Ihre Furcht vergrößerte sich, wie der Mitwandernde erzählte: man werde ein furchtbares Gericht halten mit der Flüchtlingin, was schon zur Erhaltung des guten Rufs der Anstalt und noch mehr zum Exempel für andere nothwendig sey; auch werde die Nachsuchung im Auslande fortgesetzt. Die zitternde Dora schaute den braunen Mann fest und prüfend ins dunkle Auge, aus dem wohl Kraft und Muth, aber kein Verrath oder Tücke blickten. — Sie glaubte ihm vertrauen zu dürfen, und vertraute ihm. Es wäre nicht nöthig gewesen: denn auf den ersten Blick hatte der Begleiter in ihr die Entflohene, ihrer veränderten Kleidung ungeachtet, erkannt. — War es Mitleid mit dem schönen, verlassenen Mädchen, war es die Aussicht auf vielleicht reichen Gewinn, der sich aus ihrem Besitz ziehen ließ? — Der Gefährte machte Dora den Vorschlag, sie zu dem nahen, rechts an der Straße liegenden Gebirgswalde zu führen; daselbst wohne seine Mutter, der sie anvertraut werden solle. Dort befinde sie sich in Sicherheit, wenn auch, wie wahrscheinlich sey, die Nachsuchung noch Monate lang fortgesetzt werden sollte; in dem Versteck werde man die Verfolgte nicht finden. Die Mutter verstehe auch trefflich, durch Auftragung von Farben, und scheinbare Verunstaltung des Körpers die Leute unerkennbar zu machen. Dora folgte dem Manne — was konnte sie in ihrer Lage anders? — und folgte um so williger, da sie von ihrer Sehnsucht nach der Heimath gesprochen, und er ihr versichert, die Mutter werde mit ihm und einigen Befreundeten in wenigen Monaten dahin ziehen. Sie solle dann mitgenommen, und sicher dahin geleitet werden, wo sie eben seyn wolle.

Auf beschwerlichen Berg- und Waldpfaden kamen beyde zu der Hütte, aus Baumstämmen und Zweigen zusammengeflickt, wo Mutter Anne — denn sie war des Begleiters Mutter — abgeschieden von der Welt, und wie es schien, völlig sichergestellt gegen sie, in der Umgebung eines dichten, hohen, einsamen Buchenwaldes hausete.

Dora ward in die Wohnung geführt, und, nachdem der Begleiter einige Minuten lang mit der Bewohnerin allein geredet, ihr, mit der Bitte um Aufnahme, Schutz und Pflege, übergeben. Anfangs schauderte die Ankömmlingin zurück vor dem widrigen Aeußern der Matrone, doch gewann diese bald durch bezeigte Theilnahme, Sorgsamkeit, kleine Gefälligkeiten ꝛc., das Zutrauen des jungen Mädchens, das sich vorläufig gesichert sah, und sich bald den Träumen von einer nahen glücklichen Zukunft überließ. Ohne Widerstand unterwarf sich Dora der Umformung ihres schönen Körpers, der Entstellung ihres lieblichen Angesichts, und allen den Mitteln, welche Mutter Anne gebrauchte, um sie auf die Weise umzustalten, wie wir sie zuerst erscheinen sahen. War sie doch überzeugt, Alles das geschehe zu ihrem Schutze! — Wie späterhin Mutter Anne ihr Betragen änderte, (die wohl ihrem angeblichen Sohne geboten haben mochte, das Geschlecht der Aufgefangenen nicht zu verrathen), ist, so wie Doras weiteres Schicksal, aus dem Frühern bekannt. Zweifelhaft dagegen: ob vielleicht jener Begleiter Dora's sich unter der Gesellschaft befand, die den Brand des Klostergebäudes, wenn auch nicht veranlaßte, doch aber zum Erwerbe benutzte; ob er etwa so die Flucht Dora's entdeckte, ihr nachspürte, und nachher in ihr den, wie er hoffte, guten Fang machte, da er die Flüchtige der Mutter Anna zuführte?

Dora hatte in den Bekenntnissen und Darstellungen, ihr früheres Leben betreffend, Alles, was sie wußte, in den Busen einer dafür empfänglichen Frau: in Carolinens Busen niedergelegt. Nichts mehr hatte sie auf dem Herzen. — Die Erinnerungen aus einer frühern Zeit verschmolzen sich friedlich mit der Ueberzeugung von einer bessern Gegenwart, und der Hoffnung auf eine schöne, beglückende und reich vergeltende Zukunft, einer Zukunft, die aus Carolinens milden Augen wie ein freundlicher Stern über einer vorübergezogenen dunkeln Wolke Dora entgegen leuchtete. — Treu hatte Dora alles, dessen sie sich erinnerte, offenbart, keinen Umstand hatte sie verschwiegen oder entstellt; das ergaben klar die eingezogenen Nachrichten über

sie, und die Aussagen der Mitgefangenen, welche ohne Ausnahme, von Seiten der Männer zu Gunsten des Waldfritz; von Seiten der Frauen, besonders der Mutter Anne, zu Gunsten des Waldliesels ausfielen. Anne ward wirklich beredt, wenn sie auf ihres Zöglings Talente und Vorzüge zu sprechen kam.

Nach dem ersten Verhör ward die „Gesellschaft des Waldes" in die Gefängnisse der Residenz abgeführt. — Unbekannt und gleichgültig ist, was aus ihren Mitgliedern geworden. Nur das wissen wir, daß Mutter Anne und deren Sohn nach kurzer Haft entlassen und in ihre Heimath zurückgesandt sind.

Auf Carolinens Bitte, die sich des Mädchens mit aller Kraft einer wahrhaft schönen Seele — die weniger nutzlos schwärmt und träumt als handelt — angenommen hatte, blieb Dora im Hause ihrer Beschützerin und mütterlichen Freundin zurück, als die Bande nach der Hauptstadt abgeführt wurde. Ohne Mühe ließ Dora sich's gefallen, daß sie in einem reinlichen Zimmer des dritten Stocks eingeschlossen ward, nachdem sie den Tag über als Mitglied der trefflichen Familie betrachtet und behandelt worden war. — Dora's Beichte hatte Caroline sogleich ihrem Gatten mitgetheilt, ihre eigene, so wie der übrigen Verhafteten gleichstimmige Aussage hatte ihm die Bestätigung jenes Bekenntnisses gegeben, und bald überzeugte sich Ferdinand, durch Vernunftschlüsse von dem, wovon eine feinfühlende, höchst rechtliche, geistvolle Frau, gleich Anfangs auf anderm Wege, sich versichert hatte.

Die — sollen wir sie noch Gefangene nennen, oder nicht mehr so? — kurz, Dora sehnte sich nach freyer Luft und gewohnter Bewegung. — Auf ihr dringendes Bitten ward sie in den geräumigen Garten des Amthauses gelassen, der aber, damit sie nicht entfliehe, von achtsamen Wächtern umstellt wurde. — Caroline hatte ihr die Gränze ihrer Wanderungen, so wie die Stunde ihrer Rückkunft ins Haus mit der ihr eigenthümlichen Milde angedeutet — und, auch keinen Schritt that die Freygelassene über die ihr bezeich-

nete Gränze, und, kaum hatte das Ende der gestatteten Stunde sich vom Kirchthurm des Dorfs angekündigt, so war sie zurück, bey der „schönen Mutter.“

Eines Abends, da Ferdinand noch arbeitete und Dora bey Carolinen saß, fragte jene mit ungewöhnlicher Hast: „Sage mir doch, ist es wahr, daß, wie ich hörte, Dein Gatte; Ferdinand von Werden heißt?“ Auf Carolinens Bejahung ergriff Dora so fest und kräftig Carolinens Hände, daß diese laut aufgeschrieen haben würde, hätte sie nicht Aufsehen vermeiden wollen. — „Dann, ach dann bin ich recht glücklich!“ rief Dora mit Ungestüm; „dann muß ich morgen, mit erster Frühe in den Wald, um dort zu holen, was ich verbarg; ich find' es — ich muß dahin! ich bring' es — o laß, laß mich dahin! — Gewiß, ich kehre mit Erfreulichem heim!“

Während dies vorfiel, traten Ferdinand und dessen Bruder Wilhelm ins Zimmer. — Caroline sprach leise mit beyden, Dora wußte wohl worüber! — Da die Männer Bedenken zu haben schienen, so sprang Dora rasch auf und ergriff Ferdinands Rechte mit den Worten: „Laß mich los für morgen, ich komme wieder und bringe Dir was aus dem Walde — Du zweifelst? — nun so gib mir (auf Wilhelm deutend) den mit zur Begleitung. Nöthig ist's nicht: denn hier bin ich gerne, und hieher komme ich gewiß zurück; aber den da mag ich leiden, er mag mein Pistol, das mir ja abgenommen ist, mitnehmen, und mich todtschießen, wenn ich weglaufen will. Thut's nur, thut's nur, wenn ich nicht folgen will,“ neckte sie Wilhelm; „aber — gewiß komm ich mit ihm, oder früher noch als er, zu Dir und zu der schönen Mutter zurück.“

Am folgenden Vormittag erfolgte der Auszug nach dem Walde, den der vorsichtige Ferdinand zwar, aber nur unter größerer Begleitung, gestatten wollte. Dora lachte hell auf, als sie den großen Haufen erblickte, der, außer Wilhelm, zu ihrem Gefolge bestimmt, vor der Thür des Amthauses sich eingefunden hatte. Sie wandte sich zu Ferdinand: „Vater, ich bin bös auf Dich, recht gründlich böse,“ schalt sie ihn, und auf Ferdinands Frage: „Weshalb?“ — „Daß Du

mir noch nicht so traust, wie die liebe Mutter; aber warte nur, ich will Dich bestrafen" — damit ging's fort, nur Wilhelm konnte Dora nach; weit, weit von den Beyden blieben die Andern zurück. — Bald fand „das Mädchen des Waldes" jene Eiche wieder, die vor wenigen Tagen ihr als Festung gedient hatte. — Wie damals die Verfolgte, eben so leicht schwang jetzt sich die Gerettete, begünstigt von ihrer Knabenkleidung, die sie bis dahin trug, auf die Spitze, von wo aus sie dem unten stehenden Wilhelm freudig zurief: „Gefunden, Gefunden!" In einem Nu war sie wieder herunter, und in Wilhelms Armen, der sie mit Vorsicht auffing. — Sie zeigte ihm eine rothe Brieftasche, die sie in eine Spalte gesteckt hatte, sich kindlich freuend, daß die Eulen und Raben sie ihr nicht gestohlen: „denn, wer hätte sonst noch da hinauf kommen können?" — Die übrige Begleitung war indessen erst da angelangt, wie Wilhelm und Dora sich schon auf dem Rückweg befanden. — Auf diesem fragte jener die seiner Aufsicht Anvertraute: was denn die wiedergefundene Brieftasche enthalte? die naseweise Antwort war: „Nichts für neugierige Leute!" — Wie beyde aus dem Wald traten, und auf den Hügel kamen, von wo aus das Amthaus zu sehen ist, machte sich Dora mit einem „Adieu auf baldiges Wiedersehn!" von ihrem Begleiter los, und eine neue Atalante eilte sie, mit flüchtigem Fuß, den Boden kaum berührend, der befreundeten Wohnung zu. Wilhelm konnte das flüchtige Reh nicht wiedergewinnen; so viel Vorsprung hatte Dora bald gewonnen, daß sie, neckend, dem Nachlaufenden zurufen konnte: „Schieß nur, schieß, sonst lauf ich weg." — Nach wenigen Minuten überreichte Dora schon ihre Brieftasche knieend dem Vater Ferdinand, der mit seiner Gattin im traulichen Gespräch unter jenem alten Nußbaume saß, der so trefflich gegen die Gluth der Mittagssonne schützt. — Dora, doch von dem raschen Lauf heiß und erschöpft, ward von Carolinen ins nahe Haus gewiesen. — Wie Wilhelm nachkam, war schon der Inhalt der Brieftasche von beyden Gatten gelesen; — als die übrigen Begleiter heimkehrten, arbeitete Ferdinand schon an einer Vorstellung, Dora betreffend, die noch heute durch

den Amtsboten, an Theodor in die Residenz gesandt werden sollte.

Es läßt sich denken, daß Ferdinands Schreiben an Theodor, ohne Schwierigkeit bewirkte, was es sollte; — daß des Allgewaltigen Fürsprache beym Fürsten die völlige Begnadigung des „Waldfritz" zur Folge hatte; daß Ferdinand die Gewährung seines Wunsches sogleich vom Freunde mitgetheilt erhielt. — Die Freude im Amthause wegen des glücklichen Erfolgs, der über Dora's künftiges Leben entschied, bedarf eben so wenig einer Darstellung, als es sich versteht, daß von Caroline dem Mädchen des Waldes ihre Befreyung nur unter der Bedingung angekündigt ward, wenn sie sich derselben würdig bezeigte. Dora's Entzücken hatte keine Gränzen, da sie für den vorausgesetzten Fall die Zusicherung erhielt, von Caroline und Ferdinand als Tochter betrachtet und behandelt zu werden. Im entgegengesetzten Fall kündigte die Mutter ihr ernst, doch aber milde die Verbannung aus dem Hause, und das Zurücksenden in Cäciliens klösterliche Erziehungsanstalt an. „Nein, das geschieht nicht, gewiß nicht," versicherte Dora fest, dabey etwas gereizt: daß von ihr der entgegengesetzte Fall nur als möglich angenommen werden könne — „und sollte ich Dir dienen als Magd, und nie wieder in den schönen Wald kommen, und nie — Wilhelm wiedersehen," wollte sie hinzufügen; doch die Worte erstarben auf des holderröthenden Mädchens purpurner Lippe.

Dora bat nun um eine weibliche Kleidung, da es ihr widerwärtig zu werden anfing, noch als Waldfritz sich sehen zu lassen, und da sie jene Zeit, wo sie den Namen

Blumenpflege ꝛc. zu beschäftigen. Sie war ja dann in freyer Luft, hatte treffliche Bewegung, und — befand sich meistens in recht erwünschter Gesellschaft, da Wilhelm, wenn er Dora im Garten vermuthete, nicht auszubleiben pflegte, um nach besten Kräften der ämsig Arbeitenden zu helfen.

Auf Carolinens Antrieb wurden jedoch dann und wann, an schönen Sommerabenden, Wanderungen in den herrlichen nahen Buchenwald gemacht. Fast immer pflegte sich der Waldmann Wilhelm, mit der Büchse über der Schulter, zu den beyden Frauen als Begleiter und Beschützer zu gesellen. Wenn Dora in dieser Gesellschaft unter den Buchen wandelte, ward sie doch dann und wann von der Lust ergriffen: zu versuchen, ob das Mädchen noch vermöge, was der Knabe so oft mit glücklichem Erfolg geübt hatte. So sprang sie einst von ihrer Begleitung fort über den, vom langen Regen stark angeschwollenen Waldbach, um an der entgegengesetzten Seite Vergißmeinnicht für Caroline und — Wilhelm zu pflücken, die sie eben so gut am diesseitigen Ufer hätte finden können.

Einmal auf einer solchen gemeinsamen Wanderung, gelang es Wilhelm, seine Freundinnen aus einer nahen Lebensgefahr zu retten, da ein wildgewordener Stier auf sie eindrang, Wilhelm ihn aber auf sich lenkte, mit männlicher Kraft dem angreifenden Feinde widerstand, und den schwer Verwundeten zur Flucht zwang. Dora konnte dem Freunde nicht genug, besonders für die Rettung der Mutter, danken, indem sie selbst, in der höchsten Noth, gewiß nach alter Weise, ein Asyl auf der Spitze des nächsten Baums gesucht und gefunden haben würde. Doch das hätte sie, wäre sie auch mit Carolinen allein gewesen, nie gethan, versicherte Dora heilig: „Ich hätte die Mutter schnell hinter die nächste Buche gestellt, den Angriff des Wüthrichs von ihr ab- und auf mich gewandt, und gewiß, ich wäre ihm schon durch Gewandtheit, schnelles Rennen und allerhand Künste, die ich noch vom Waldleben weiß, entkommen, während die Mutter entfliehen und sich retten konnte. Man muß so was nicht verlernen," fügte sie hinzu, indem sie sich von den Freunden trennte, einem Rehe gleich, dem nahen Garten zuflog, über die Gartenmauer setzte, und wie die Beyden

nachkamen, längst schon zu ihrem Empfange an der von Innen geöffneten Gartenthür stand. Neben ihr Ferdinand, der scheinbar streng dem Lieblinge, die, wie er es nannte, tollen Streiche des noch zu wilden Waldmädchens, verwieß, dabey aber, wie zur Kühlung, Dora's hochgeröthete Wange freundlich streichelte.

Der 20. August nahte heran, eben jener, dessen gleich im Anfange gedacht ist. — Nach reiflicher Ueberlegung und genommener Rücksprache Ferdinands mit Carolinen, ward beschlossen, dem besuchenden Freunde erst im nächsten Jahre Dora in die Arme zu führen, da sich's erwarten ließ, daß er sie dann ganz seiner würdig finden werde. Ihre sittliche und geistige Bildung war erst angefangen: noch nicht beendigt; eine nachtheilige Veränderung in Dora's äussern Verhältnissen während des Jahres ließ sich auf keine Weise voraussetzen; und endlich stand zu fürchten, daß eine zu plötzliche mit Trauer vermischte Freude auf den leicht erregbaren, leidenschaftlichen Theodor nachtheilig wirken möchte — die Pflegetochter ward daher zwey Tage vor Theodors Ankunft, unter leichtgefundnem Vorwande, von Ferdinand zu dem benachbarten Gutsbesitzer geführt, dessen Töchter Dora kannte, und sie gern in ihrer Gesellschaft sah. Erst nach Theodors Rückkehr kam die Abwesende wieder in's Haus der Pflegeeltern zurück.

Dora's sittliche und geistige Bildung suchten die trefflichen Pflegeeltern auf die einfachste, und vorzüglich für Mädchen, wahrscheinlich zweckmäßigste Weise zu erreichen. Ein reines Gemüth war Dora als Erbtheil einer Mutter zugefallen, die nur *eines* Jugendfehlers sich zeihen konnte; von dieser ersten Leiterin ihrer Kindheit hatte sie nur Gutes, nie etwas gesehen oder gehört, was nicht mit den strengsten Forderungen der Sittlichkeitslehre im Einverständniß gewesen wäre. — Auch zu Manchem, dem Weibe zu wissen Nöthigen, war der Grund von der verständigen und sehr unterrichteten Mutter in Dora gelegt. — Später in ihrem klösterlichen Aufenthalt schritt sie, in mancher Hinsicht, doch in der geistigen Ausbildung fort, die man von ihrem Ge-

schlecht erwartet. — Und, wenn sie auch während ihres Waldlebens, manches früher Erlernte vergessen, und dagegen manches, nicht besonders Lobenswerthe, sich angeeignet zu haben schien, so schien es doch mehr, als es so war. Der gute Same war gelegt, und wenn er auch noch nicht keimte, doch war er nicht vertilgt. Die daneben eingesenkten Giftpflanzen hingegen konnten auf dem ihnen nicht entsprechenden Boden keine feste Wurzel fassen: es bedurfte nur eines achtsamen Gärtners, der mit sorgsamer Hand die schädlichen Pflanzen ausrottete, und dem Samenkorn Sonne und Raum gab, damit sich aus ihm einst eine der lieblichsten Blumen, von ungewöhnlicher Art, entfalte; aber aus seinem Boden durfte der Keim nicht versetzt werden, oder — die Blume war verloren! — Jenen sorgsamen Gärtner fand Dora in Ferdinand, der sich zur Mitpflege die treue Lebensgefährtin, und den redlichen Pfarrer des Orts, seinen Universitätsfreund Arnold, zugesellte. — Das Beyspiel einer still friedlichen, sich selbst genügenden, glücklichen Familie, wirkt mit einem unwiderstehlichen Zauber auf jeden Unbefangenen, besonders auf das für das wahre Gute noch empfängliche Gemüth des jugendlichen Weibes — so auch auf Dora. — Die wunderliche, aus zwey Sprachen zusammengesetzte Redeweise des Mädchens, die sie sich im Waldleben angewöhnt hatte, verschwand im Umgange mit den Gebildeten bald, und um so eher, da sich Dora früher mit beyden Sprachen vertraut gemacht hatte. — Der Geist des Vaters war auf Dora gekommen, und seine Begier, sich anzueignen, was ihm wissenswürdig schien. Leicht faßte sie, und was sie einmal begriffen, wußte das Mädchen eben so geistig zu benutzen, wie sie es mit ihren im Walde gelernten Künsten körperlich gethan hatte. — Oft kam der redliche Arnold Abends zu Ferdinand, die Pflegetochter war, wenn häusliche Geschäfte sie nicht hinderten, Zuhörerin der geistvollen und anziehenden Unterredungen, welche gewöhnlich zwischen den Freunden geführt wurden. War das der Fall über Dinge, welche Dora noch nicht kannte oder begriff, dann bat sie, ihr auszuhelfen, „daß sie doch nicht so schrecklich dumm bliebe, wie sie sich noch fühle!“ — Ihr wurden Bücher über Welt- und

Naturgeschichte, Erdkunde ꝛc. in die Hände gegeben, die sie mit wahrer Begier eifrig in freyen Stunden, während der schönen Jahrszeit, in dem ihr so lieb gewordenen nahen Walde, durchlas. — Wilhelm, auf der Forstschule zu mehr als mechanischen Dingen gebildet, ward zunächst um Erklärung des Nichtbegriffenen aufgefordert, und durch den freundlichsten Blick aus den schwarzen Augen des Mädchens reich belohnt, wenn er erläutern konnte, was eben zu erklären war. Und selten blieben die Anfragen ohne befriedigende Antwort, so daß Ferdinand und sein geistlicher Freund nur in einzelnen Fällen in dieser Rücksicht von Dora angesprochen zu werden brauchten. — Mit dem Unterrichte Dora's in der Religion stand es am schwierigsten. Sie hatte sich vorgestellt, dieser werde in der Kirche gegeben, und sie hatte die größte Scheu: wieder ein Gebäude zu betreten, dem ähnlich, wo sie sich, auf Cäciliens Geheiß, so oft schweren Büßungen hatte unterwerfen müssen. Wie sie das Gegentheil von Arnold erfuhr, kam sie von selbst auf die Bitte, ihr doch Anweisungen über Dinge zu geben, wovon sie bisher nur eine dunkle Ahnung gehabt; vor Allem, wie sie es anfangen müsse, sich ihren Pflegeeltern recht dankbar zu beweisen. Und, wie er das versprach, eilte die Wißbegierige täglich im eiligsten Laufe zum Pfarrhause. Mit größter Aufmerksamkeit beachtete die Schülerin des einsichtsvollen Lehrers goldne Worte, besonders, wenn er auf Anweisungen zum sittlichen Lebenswandel kam, die er aus des großen Meisters Lehre und Beyspiel schöpfte, dann aber auch das Leben guter Menschen, aus Dora's nächster Umgebung zu seinem Zweck benutzte. Die lernbegierige, verständige und für das Wahre und Gute empfängliche Dora, konnte, nach Verlauf eines Jahres, schon in die Gemeinschaft der Verehrer des großen Vorbildes treten. — Doch nur das Zureden des verehrten Lehrers konnte sie bestimmen, die Kirche zu betreten. Mit einer Angst und Scheu, die das Rosenroth ihrer Wangen in Todesbläße verwandelten, betrat sie die heilige Stätte — und verließ sie mit der andachtvollsten, und dabey freudigsten Rührung, zugleich auch mit dem festen Entschluß, zur baldigen Wiederkehr. — Hätte Caroline Dora nicht zurückgehalten, diese wäre beym Aus-

gange ehrfurchtsvoll vor dem Manne niedergesunken, der über die Worte: ‘lasset die Kindlein zu mir kommen,’ als hätte er nur sie im Auge gehabt, mit Kraft wahrer Ueberzeugung und dem Zauber jener, aus dem Gemüth strömender Beredsamkeit, von der geweihten Stätte herab zu der Gemeinde, und wir wollen nicht läugnen, wohl mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lieblingin: Dora, gesprochen hatte.

Ferdinand, Dora's Fortschritte in jedem Betracht beachtend und anerkennend, konnte es nun wagen, im Laufe des Interimsjahrs seinem Freunde Theodor die Erfüllung jener Hoffnung, eine Tochter wieder zu finden, die er seiner und ihrer trefflichen Mutter würdig finden würde, immer näher und näher treten zu lassen. — Kaum war der, in allem wo es Freude oder Leid galt, so reizbare und leidenschaftliche Theodor zurückzuhalten, nicht schon früher nach Schwarzeneck zu kommen. Schon vor einem halben Jahre hatte ihm Ferdinand das Wiederfinden Amaliens als höchst unwahrscheinlich dargestellt, späterhin trat die Wahrscheinlichkeit des Verlohrenseyns der Geliebten, in Ferdinands Schreiben immer stärker hervor, und in jenem Briefe, der am 19. August an Theodor gelangte, war dieser auf die Nachricht vom Verluste Amaliens völlig vorbereitet.— In solcher Stimmung kam er am bestimmten Tage, ungewöhnlich früh, nach Schwarzeneck, um, von Zweifel, Ahnung, und doch noch einiger Hoffnung gedrängt, in die Arme der ihn erwartenden Freunde zu sinken.

Dora, auf ein freudiges, doch ihr noch verborgen gehaltenes Ereigniß vorbereitet, mußte sich schon früh Morgens entschließen, in die Pfarrwohnung zu wandern, von wo sie abgeholt werden würde, wenn die rechte Stunde zu ihrer Rückkehr gekommen.

So sehr Theodor, wie er eben angelangt, nach Auskunft verlangte: er konnte, wegen mancher Hindernisse: zufällig angekommner Gäste ꝛc., erst gegen Abend mit dem Freunde allein seyn, als sie in jenem, dem Leser wohl bekannten Zimmer des Amthauses einander gegenüber am Fen-

ster saßen. Nun war Theodor nicht länger zu halten, sein feuriges Gemüth trug nicht mehr das Schwanken zwischen Furcht und — wenn gleich nur noch schwacher — Hoffnung; er drang in Ferdinand, um Entscheidung seines Schicksals. F.: „Ich habe keine gute Nachricht über Amalie zu geben, wie Du schon vermuthet haben wirst.“ — Th.: „Ist sie todt? — Du schweigst, ist sie — ich beschwöre Dich, sprich's aus, ist sie todt?“ forderte der von den Martern der Ungewißheit gequälte Gast. — F.: „Sie lebt — jedoch“ — Th.: „Sie lebt? — F.: „auf einem schönern Sterne.“ — Der starke Theodor sank doch bey der Bestätigung des Gefürchteten, zusammen, und verfiel in dumpfes Sinnen, mit beyden Händen fest das glühende Haupt fassend und haltend. Er bedurfte Stärkung, zuerst körperlicher, dann Stärkung des verwundeten Gemüths. — Ruhig nahm Ferdinand einen schwarz umflorten Becher, mit dem edelsten Wein gefüllt aus dem nahen Schrank, um ihn mit den Worten dem Freunde darzureichen: „Auch die Todten sollen leben!“ Theodor nahm den Becher, erhob sich schnell und trank unter Wiederholung jener Worte, und dem Zusatze: „ewig — wenn auch nur im Gedächtnisse befreundeter Menschen.“ — „Nicht allein so!“ fiel der gerührte Wirth tröstend ein; „nicht allein so.“ — Die Sonne war eben wieder, wie bey dem vorigjährigen Zusammenseyn, im Sinken. Ferdinand ließ nicht ab, Theodor an's Fenster zu bringen. Da standen, den Blick auf die Scheidende, beyde Freunde wieder Arm in Arm, stumm und jeder, auf seine Weise in Erinnerung und Gedanken verloren, bis endlich Ferdinand die Stille unterbrach: „Sie verläßt uns, doch nur scheinbar, das nächtliche Grab hält sie nicht ab, morgen im erneuten Glanze wiederzukehren!“

Etwas beruhigter kehrte der Bekümmerte nach dem Blick in die große Naturscene, und des Freundes Trostrede zu seinem Platze zurück, und verlangte nun dringend, die nähern Umstände zu wissen. — Ferdinand zog zwey Briefe hervor, Theodor sollte sie lesen, er vermocht' es nicht, da es ihm nach dem ersten Erkennen der Hand, vor den Augen flimmerte; der Freund mußte vorlesen. Das erste

Schreiben von Amaliens Hand war an Ferdinand gerichtet. Er las:

„Sie werden, was ich in Ihre Hand lege, wahrscheinlich längst schon einmal erhalten haben; doch die Zeiten sind schlimm und man darf der Post und noch weniger den gemietheten Besorgern der Briefe auf die Post*) nicht völlig trauen, deshalb —— Sie, Theodors treuester Freund, werden ihn auf meinen Verlust vorbereiten, deshalb gelangt der offene Einschluß an Th. gerichtet, zu Ihnen."

Der zweyte Brief, an Theodor, lautete:

„Theurer Theodor! Ich schreibe Dir am Rande des Grabes. Meine letzten Augenblicke sind Gott, Dir und unserer Theodore gewidmet. Was ich vermochte, sie zu bilden, daß Du sie einst freudig in Deine Arme schließen könntest, hab' ich redlich gethan; ich sende sie zu einer Jugendfreundin an die Gränze, von dort wirst Du sie zu Dir kommen lassen (die Addresse an Cäcilie war beygefügt) gedenke bey ihrem Anblicke, glücklicherer Stunden und Deiner Amalie."

Die Dämmerung wollte eben in nächtliche Dunkelheit übergehen, als Ferdinand, der beym Lesen nahe am Fenster gestanden, endigte. Theodor war aufgesprungen, er mußte sich mit eigenen Augen von der Aechtheit des Briefs überzeugen. Er that es, und, auf einmal wieder anscheinend ruhig geworden, senkte er das Schreiben in die Brusttasche, mit tiefer, fast erloschener Stimme, die Stimmung seiner Seele deutlich ankündigend: „Ruhe dort an meinem Herzen, letztes heiliges Andenken der Entschlafenen, bis — ich Dir folge." — Nun fragt' er mit scheinbarer Gelassenheit um alle nähere Umstände, die ihm Ferdinand, nach Dora's Beichte, ohne jedoch die Berichtserstatterin näher zu bezeichnen, angeben konnte. Mit welcher Theilnahme hörte Theodor das Alles, still dasitzend und aufmerksam auf jedes Wort des Erzählers horchend — bis er endlich aufgerissen aus seiner Scheinruhe, aufsprang, an die

*) Amaliens Besorgniß fand sich gegründet: jener auf die Post bestimmte Brief war nicht an Ferdinand gelangt.

Brust des Freundes stürzte, und mit dem, auf einmal wiedergekehrten Feuer seines Auges, fragte: „Aber wo, wo ist Theodore?“ – „Fühlst Du Kraft genug, in diesem Augenblicke sie wieder zu sehn?“ fragte der forschende Freund, mit milder Stimme. — „Jeden Augenblick zähl' ich für verloren, wo ich sie sehen könnte und nicht sehe,“ entgegnete Theodor mit aller Kraft des aus der Versunkenheit in sich selbst neuerwachten Lebens.

Ferdinand zog an die Schelle, Licht kam ins Zimmer, ein verabredetes Zeichen ward gegeben, und herein trat Caroline an der Hand ein herrlich blühendes Mädchen im einfachen grünen Gewande, und einen Eichenkranz geschlungen um das dunkle Haar. — Gegen seine Gewohnheit rasch, entzog Ferdinand das Mädchen der Führerin, um sie dem bewegungslos da stehenden Freunde zuzuführen. Und mit einem ihm seltenen Feuer sprach Ferdinand: „Sieh da, es ist der einst durch Dich gerettete Waldfritz — jetzt — es ist Theodore, Deiner und Deiner Amalie würdige Tochter.“

Mit der ganzen Innigkeit des Vatergefühls schloß Theodor fast krampfhaft, die liebliche Tochter in seine Arme, dann schob er sie, beyde Hände auf ihre Schulter gelegt, um einen Schritt zurück, um die Wiedergefundene recht fest in's Auge zu fassen. — „Ja, ja, da ist das Auge und die Stirne des Vaters,“ sprach er vor sich hin; „aber da, (die von der Erstaunten Schulter losgelassene väterliche Rechte bezeichnete sanft, was er in Worten andeutete) aber da, der holde Zug um den Mund, dies Grübchen im Kinn, und der wohl etwas kecke, doch dabey so unschuldige Blick — ach Mädchen, das Beste hast Du doch von Deiner und meiner Amalie.“

Wer beschreibt solche Scenen! —

Daß Theodor länger, als noch je, bey den Freunden in Schwarzeneck verweilte — daß wenn ihn oft die Gewißheit niederschlug: Amalie sey ihm für diese Welt verloren, dann Dora's Anblick ihn wieder mit dem Leben aussöhnte, bedarf kaum der Versicherung. — Und wie ward Theodor getröstet, und erheitert, wenn Dora mit dem Zauber ihres jugendlichen Reizes zum Vater kam; dann in seine Trauer einstimmte, dann

wieder — fand sie ihn blos in Nachdenken versunken — ihn mit seiner runzelvollen Stirne gutmüthig neckte, während sie mit der Rechten die Falten zu glätten versuchte. — Und wie überraschte und ergötzte den Vater das wunderliche Mädchen, wenn es ihn in den Wald führte, ihm dort einen bequemen Lagerplatz auswählte, sich neben ihn setzte, und ihre eigenthümlichen Ansichten des Lebens mittheilte, oder mit der schönen, kräftigen, melodischen Stimme das einfache, herrliche Lied: Süße, heilige Natur; oder ein ähnliches sang; dann wieder rasch sich erhob, um einen kunstlosen Tanz, begleitet von Kastagnetten, die sie immer, (ein Überbleibsel des Waldlebens) bey sich trug, zu beginnen; oder ihre Gewandtheit im Schnellauf und kühnen Sprunge zu zeigen. — Auf einmal kehrte sie dann wohl zum Lager des Vaters zurück, um aus ihrem Leben zu erzählen, wobey sie nichts von dem verschwieg, wozu sie während des Aufenthalts im Walde gezwungen oder angewöhnt war. Dann offenbarte Dora mit kräftigem Wort ihren Widerwillen gegen die Rohheit und das Schändliche eines solchen Treibens, wodurch der herrliche Wald so entweiht werde. Sie fügte hinzu, wie sie sich endlich der Bande entledigt, und jede Spur der getragenen Fesseln vertilgt habe, so daß nichts als die Erinnerung an das Erlebte, und außer dieser nur noch das an ihr geblieben sey, was ihr als unschuldig und tadellos, oder gar als nützlich, vorgekommen. Ihrer Meinung nach gehörte die erlangte Gewandtheit des Körpers zum Nützlichen. — Wie glücklich fühlte sich, nach solchen Herzensergießungen, Theodor im Besitz dieser, ihm in jeder Rücksicht, wiedergewonnenen Tochter! Sie war einmal, ohne ihre Schuld, vom rechten Wege abgekommen, hatte die Nachtheile und Gefahr des Abirrens von ihm erkannt, und wandelte nun, um so sicherer auf dem wiedergefundenen einzigen Pfade, der zum ächten, wahren Lebensglück führt. — Daß, und wie Dora dabey ihrer Leiter und Führer, zu und auf diesem Pfade, Ferdinands, Carolinens, des würdigen Arnold und nebenbey des braven Wilhelm (des Letztern jedoch nicht ohne einen forschenden Blick auf den Vater) gedachte, versteht sich, ohne weitere Erwähnung. Eben so bedarf es kaum der Andeutung: daß Theodor, wieder beglückt durch die liebliche Tochter, sie nicht von sich lassen, daß er sie in der Residenz öffentlich als seine Tochter anerkennen und darstellen wollte. — Daß Dora, wie gern sie immer um den Vater geblieben wäre, sich gegen das städtische Leben sträubte, dagegen alle ihre Überredungskünste aufbot, um den geliebten Vater zu bewegen: er möge doch die drückende Last von sich werfen, um auf seinem schönen Landsitze bey Schwarzeneck, das eigentliche Leben zu beginnen. — Vergeblicher Wunsch! darum vergeblich, weil Theodor seine Bande, geflochten aus Ehrgeiz und Überzeugung seiner kräftigen Wirksamkeit, nicht so leicht, wie Dora der ihrigen, los werden konnte. — Ferdinand und Caroline, am

Ende zu Schiedsrichtern erwählt, vermittelten die Sache dahin: Dora solle den Versuch machen, ob es ihr nicht möglich werde, sich an das Residenzleben zu gewöhnen. — Bey der herzlichen Scheidescene zwischen Pflegeeltern und Tochter konnte Wilhelm nicht fehlen, und Theodor konnt' es nicht unbemerkt bleiben, daß ein wechselseitiger kräftiger Händedruck zwischen Wilhelm und Dora statt fand, so wie, daß beym Wegfahren, eine große Thräne in Dora's schönem Auge stand.

Dora empfand den Druck des Treibens in der Residenz um so tiefer, da sie seit ihrer Ankunft daselbst, den Vater nur selten allein und dann nur auf Augenblicke, die er seinen Geschäften abstahl, sehen und sprechen konnte. — Die Mittags- und Abendgäste, wovon manche ihr huldigen zu wollen schienen, konnten in keiner Rücksicht der Tochter des Waldes zusagen. Kalt und fast mit Hohn belohnte sie die süßlichen und doch so geistlosen an sie gerichteten Reden *solcher* Leute. — Und wie widerlich ward es dabey Dora, sich von ihrer Zofe einzwängen und einhüllen zu lassen in eine unbequeme, lästige, wenn gleich prachtvolle Kleidung! — Sagte doch ihr Spiegel, daß eine so schlanke Nymphengestalt keines Einengens bedürfe, und daß ihr das einfache grüne Gewand weit besser gestanden, als der reiche Tand, den man ihr umhing? — Der Zofe zur Seite stand noch eine ältliche Duenna, durch welche Dora sich immer an die furchtbare Cäcilie, oder an die Mutter Anne (auch schlimmen Andenkens) erinnert fand. — Es war vorauszusetzen, daß Theodor der mit jedem Tag bleicher, schweigsamer und unzufriedener werdenden Tochter die Rückkehr in ihr Element: die freye, unverschrobene Natur, vorschlagen mußte; — daß Dora, besonders nach des Vaters heiligem Versprechen, sie oft zu besuchen, freudig zu ihrem einfachen, freundlichen Zimmer im Hause ihrer Pflegeeltern zurückkehrte, wo sie keiner Zofe und keiner Duenna bedurfte, und ihr bequemes grünes Gewand wieder anlegen, die gewohnten häuslichen Geschäfte auf's neue vornehmen, und in Streifzügen durch Feld und Wald die ersehnte Erholung finden konnte; — daß die alten Verbindungen sich schnell wieder anknüpften, und daß Wilhelm, mit seinem kräftigen, und doch gegen die Freundin so zarten Benehmen, sie um so mehr anzog, da sie nun die Vergleichung zwischen ihm und den erbärmlichen Ziermännlein der Residenz anstellen konnte.

Der Minister kam von nun an öfter als je nach seinem palastähnlichen Landsitze nahe bey Schwarzeneck, um so lange als thunlich, dort zu verweilen. Fand er doch, außer den Arbeiten, die er aus der Stadt mitbrachte, auf dem Landgute so vielfache Beschäftigung! Das Gebäude mußte zur Wohnung für zwey Familien eingerichtet, der große Garten seiner Wildniß entrissen und verschönert, vom Garten aus mußten bequeme, doch die Natur nicht verunstaltende Pfade durch den angränzenden Wald

gehauen werden ꝛc. — Wilhelm, bis dahin noch Forstgehülfe, bestand um diese Zeit seine Prüfung so ruhmvoll, daß er, nach kurzen Intervallen, vom Förster zum Oberförster und dann zum Forstmeister ernannt wurde. Es bleibt dahingestellt, ob Wilhelms ausgezeichnete Kenntnisse und Geschicklichkeiten in seinem Fache, die er nach aller Sachkundigen Zeugniß sich erworben, oder ob vielleicht das Vorwort eines mächtigen Mannes seine Verdienste unterstützte, und seinen Fortschritten Flügel gab? —

An ihrem achtzehnten Geburtstage bekam Dora ein Geschenk des Vaters von trefflichem grünen Stoff, mit der schriftlichen Bitte: diesen zu einem Kleide, ganz nach ihrem Sinne, verfertigen zu lassen, und es doch ja am nächsten 20. September anzulegen. Viel Geschmackvolles und Gediegenes an Schmuck, Ringen ꝛc. war beygefügt. — Theodor fand sich verhindert, am Geburtstage der Tochter nach Schwarzeneck zu kommen; aber sein Schreiben war so voll inniger Vaterliebe, so voll von segensreichen Aussichten für eine nahe Zukunft, daß des Mädchens Seele, von Dank, Rührung und Zweifeln tief ergriffen ward. Doch der erhaltene Stoff war ja grün, und wenn gleich von vorzüglicher Güte und Schönheit, doch eben so wenig prächtig und glänzend, als die goldenen Ringe und die übrigen, zum einfachen Schmucke bestimmten Geschenke. — Was mochten auch wohl alle neuen, soliden, und doch dabey geschmackvollen Meubeln und Geräthe bedeuten, welche um diese Zeit, aus der Residenz angekommen, in dem nun schon völlig umgebauten Schlosse zu Schwarzeneck aufgestellt wurden? Was hatte denn Caroline damit zu thun? und weshalb durfte die neu- oder wißbegierige Pflegetochter durchaus in's väterliche Schloß so wenig, als in den Garten und den angränzenden Park?

Auf den bestimmten Tag war, ganz gegen die Regel, große Mittagstafel auf dem Landsitz des Ministers angekündigt, eine Unzahl von glänzenden Equipagen rollte gegen Mittag durch's Schloßthor. Wie die Pflegeeltern mit der Tochter, von Wilhelm begleitet, sich bescheiden zu Fuße am Schloßthore einfanden, schwärmte eine reichgekleidete Dienerschaft durch Vorplatz und Gänge, kaum war einer zu bewegen, den so einfach und bescheiden Auftretenden den Weg nach dem Saale zu zeigen, wo der Minister die Gäste erwarte. — Endlich traten sie ein. — Theodor, in der reichsten Bekleidung mit allen seinen Orden geschmückt, befand sich in Unterhaltung mit den Residenzgästen, die einfacher als sonst gekleidet, sich über den ministeriellen Glanz Theodors wunderten, was alle auch nicht begreifen konnten, da sie ja doch nur zu einer einfachen Landparthie eingeladen waren, und sich gar nicht zu einem Feste geschmückt befanden. — Mit der ihm eigenthümlichen Würde eilte Theodor den ländlichen Gästen entgegen; sie vorführend begann er mit seiner sonoren männlichen Stimme, nachdem er Ferdinand fest in die Arme geschlossen: „Mein Jugendfreund: Ferdinand von Werden, und," indem er der bescheidenen Caroline einen Kuß auf die Stirne drückte, „seine treffliche Gat-

tin; er und sie meine Wohlthäter; hier meine Tochter — ja, ja, meine Tochter Theodore, und hier der Herr Oberforstmeister von Werden. Erlauben sie, meine Damen und Herren, daß ich den beyden zuerst Genannten den verdienten obersten Platz am Tische einräume?" — Wer hätte wohl etwas erwiedern dürfen, wenn der Mächtige bat?

Nach der stattlichen Mahlzeit kehrte alles um so schleuniger in die Residenz zurück, damit noch im Theater ꝛc. das unerwartet Seltsame berichtet werden könnte. Theodor entfernte sich nach der Abfahrt der städtischen Gäste, auf ein Paar Minuten, und erschien wieder im einfachen blauen Kleide, ohne alles Zeichen seines Standes und seiner Würde. «Jetzt zu Euch, meine Freunde," bat Theodor Carolinen und Ferdinand, jene führend, diesem den freyen Arm bietend. «Ihr andern Freunde kommt nach, aber bald!" der zweyte Zug: Dora und Wilhelm, begleitet von dem würdigen Pfarrer, folgte. — Im Amthause war das bekannte Zimmer festlich mit grünen Zweigen und Blumen geschmückt (fast scheint es, als wenn zwischen Theodor und Caroline etwas verabredet gewesen). Theodor hatte getrieben, daß man noch vor Sonnenuntergang, am grünen Tische vor dem Fenster stehe. Gleich nach dem Eintritt wurden von ihm Dora und Wilhelm dahin geleitet, dem Pfarrer ein Papier mit den Worten überreicht: «Thun Sie nun das Ihrige." Die erstaunten Verlobten mußten gerade die beyden Ringe wechseln, die das Mädchen des Waldes an Ferdinand, und dieser an Theodor überliefert hatte.

Die Neuvermählten bezogen noch an eben dem Abend die für sie bereitete Wohnung im Landhause Theodors.

Nach Ablauf eines Jahrs, fand am 20. September — etwas verspätet freylich, aber der Minister wollt' es nicht anders, — im Amthause, auf dem Zimmer und zu der Stunde, die wir ja kennen, die Taufe eines Kindes statt, welches den Namen «Amalie" erhielt.

Ein Jahr später bekam auf eben die Weise ein nicht lange vorher geborner Knabe den Namen «Theodor."

Man will behaupten, und es soll nicht bestritten werden: eine gewisse, schöne, jugendliche Mutter habe nach Verlauf einiger Jahre mit wahrer Freude bemerkt, daß der kleine Theodor von ihr die Eichhörnchennatur zu Eigenthum erhalten, und daß sie sich gar nichts daraus gemacht habe, wenn nach solchen Künsten, des kleinen Wildfangs Höschen zur Ausbesserung dem Schneider zugeschickt werden mußten. — Die niedliche Amalie hingegen soll, wie verlauten will, zu Theodors höchster Freude, immer mehr und mehr der Großmutter Amalie Ebenbild werden. — Zum Vorwurf ward dabey dem Großvater gemacht, daß er das kleine Wesen gewaltig verziehe, so daß die schöne Mutter oft mit der Bitte dazwischen treten müsse: Großvater soll' es aber doch auch nicht gar zu arg machen.

Skizze einer Reise nach der Insel Rügen, von Berlin aus.

Im Frühjahr 1827. *)

Sey mir o Insel gegrüßt, Friedselige, Liedergepriesne!
Insel du tauchest herauf aus des Ostmeers grollendem Fluthbett,
Wie aus des Nachtgraun's Schooß aufblüht mildtröstend ein Traumbild.
Sanft anschwillst du, geschürzt mit des Meers azurnenem Leibgurt,
Glänzend die Näh' uns besonnt, umflort uns duftig die Ferne;
Aber das narbigte Haupt deckt dunkelnd Donnergewölk dir.
Insel, es lüstet den Wandrer, indem vorüber sein Schiff fliegt,
Anzulanden auf dir.

Kosegarten.

Der Wunsch, die wegen hoher Naturschönheit und mannichfacher Denkmale der Vorzeit so sehr gepriesene und besungene Insel Rügen zu besuchen, hatte mich nach Berlin begleitet, und regte sich um so lebendiger bey erwachendem Frühling, als den, in einer der schönsten Gegenden Süddeutschlands Gebornen, nach einem in den beengenden Mauern der Stadt und den öden Sandflächen der Mark verlebten Winter, heiße Sehnsucht nach dem Anblick einer beglücktern Natur erfaßte. Selbst die Rücksicht, daß die Jahreszeit, wo die Wälder sich erst zu schmücken beginnen mit grünem Gewande, die Auen mit buntem Teppich, wo auch die reizendste Flur den, durch Schilderung ihrer höchsten Sommerpracht erregten Erwartungen nicht entsprechen kann, einer Lustreise eben nicht günstig, konnte mich nicht zurückhalten, gegen Ende des April 1827. zwey von gleichem Gefühl durchdrungene Freunde um Theilnahme an der Wanderung nach dem ersehnten Eiland anzugehen. Die Zeit drängte: es galt, die Reise jetzt zu machen, oder gänzlich aufzugeben, da

*) Die Reise machten drey junge Männer vom Rhein, die in Berlin studierten.

wir später keine Gelegenheit mehr zu einem größern Ausfluge zu erhalten hoffen durften. Dieser Umstand gab den Ausschlag, der Tag der Abreise ward festgesetzt, alle nöthige Anstalt getroffen.

Wir standen im Posthofe zu Berlin, und beschauten uns den Wagen, der dem Ziel unserer Reise und unserer Wünsche uns zuführen sollte. Man kennt die klägliche Beschaffenheit der Postwagen früherer Zeit, in Vergleichung mit den heutigen Schnellposten; der unsrige gehörte zu jenen, und nicht ohne Wehmuth konnten wir auf die danebenstehenden eleganten Wagen sehen, die zu schnellem Fluge durch die Provinzen bepackt und bespannt wurden, während der unsere nur trübe Ahnungen und Besorgnisse weckend vor uns stand, ein langer, schwerer Kasten, nicht in Federn hängend, sondern auf den Rädern ruhend, vorn ein offnes Cabriolet, dann ein dunkler, enger Raum, in den sechs Personen kriechen sollten, und die hintere Hälfte als Packwagen benutzt.

Unsere Besorgnisse trafen nur zu bald ein. Als uns die Plätze angewiesen wurden, zu großem Glücke in den Ecken, auf ledergepolsterten, aber harten, unebenen Sitzen, die zwar in Riemen hängend schwebten, wodurch aber das Unangenehme entstand, daß, während der Obertheil des Körpers bey dem Rütteln des Wagens in den Ecken desselben umhergeschleudert ward, die Füße der beständig zitternden Bewegung der Achse folgen mußten. Als die vier vorgespannten Pferde anzogen, und der schwere Wagen langsam durch Berlins unendliche, meist schlecht gepflasterten Straßen hinfuhr, als ein fürchterliches Gerassel die Ohren betäubte, und das Schwanken und Rütteln unsere Glieder folternd hin und her warf — da blickten wir einander kläglich an, und gedachten wehmüthig der bevorstehenden Nächte. So sollten wir nun zwey Tage und Nächte fahren bis nach Greifswald! eine niederschlagende Aussicht; nur unser heiter lächelndes Ziel vermochte unsern Muth aufrecht zu erhalten, sowie die Rücksicht, daß, wie schon ein alter Griechischer Dichter sang, alles Hohe die Götter nur mit Schweiß und Anstrengung gewinnen lassen, daß aber, nachdem man die

steile Bahn mühsam sich aufwärts gewunden, auch hoher Genuß den muthig Ausdauernden lohnt. —

Wer einen Postwagen besteigt, sucht gewiß zuerst seine Reisegesellschaft allmählig kennen zu lernen, und beobachtet, am Gespräche wenig Theil nehmend, Gesicht, Kleid und Benehmen seiner Gefährten. So auch wir, aber nicht sehr zufrieden mit den Resultaten unserer Forschung, theils weil des Einen Wesen zu ergründen bey seiner gänzlichen Theilnahmlosigkeit, seinem tiefen Stillschweigen, das ihm ein Ansehn von Wichtigkeit geben, aber auch Zeichen von geistiger Schwäche seyn konnte, nicht wohl möglich schien, theils weil der Wortschwall, mit welchem ein Anderer seinem Nachbar, einem respektvollen Zuhörer, von vornehmen Personen der Residenz, deren Familienverhältnissen und dergleichen, prahlend vorschwatzte, uns nur wenig zu erklären im Stande war.

Von der Musterung der Reisegesellschaft wandte sich der Blick nach der Gegend hin, aber auch hier bot sich wenig Trost, auch hier haftete derselbe nicht mit Lust und Befriedigung Unsere durch das Straßenpflaster Berlins gemarterten Lebensgeister hatten sich einigermaßen erholt, als nach dreyviertelstündiger Tortur uns die Pferde langsam durch tiefen Sand hinzuschleppen begannen. Der Weg ward bald so schlecht, daß sogar, nachdem neben die beyden Vorderpferde noch zwey Andere, die uns bey einem kleinen Kreuze erwartet, vorgespannt worden waren, der Wagen nicht anders als im Schritt und nur streckweisen Trabe fortbewegt wurde. Und welche Gegend! weithin öde, schlecht bebaute, freylich meist keines bessern Anbaus fähige Sandflächen, abwechselnd mit Haide und oft meilenlanger Nadelholzwaldung. Die einzelnen kleinen Colonistenwohnungen um Berlin hörten bald auf; selten boten Dörfer dem schaubegierigen Auge einen unerfreulichen Anblick, und die niedern, zerstreut liegenden Strohhütten zeigten von nichts weniger als von Wohlhabenheit ihrer Bewohner. Unbefriedigt kehrte deshalb der Blick sich wieder ab; langweilende Unterhaltung unserer Gefährten verleidete uns das Sprechen, und mit uns selbst beschäftigt erwarteten wir schweigend Besserung von jeder kommenden Stunde. —

Unsere Wünsche wurden theilweise gewährt; die Reisegesellschaft wechselte, ein geschwätziger Apotheker oder Zahndoctor kam aus dem vordern Cabriolet in den Wagen, und unterhielt durch seine Kenntniß der Gegend wenigstens mehr, als die Abgegangenen. Auch die Gegenden, namentlich die von der Havel durchströmten, gewährten einen freundlicheren Anblick; grüne Wiesen mit Frühlingsblumen bedeckt, contrastirten nicht unangenehm mit dem düstern Grün der Fichtenwälder, und ruhig dahingleitende Schiffe mit ihren hohen Segeln belebten den Strom. Aber dies dauerte nicht lange, und bald nahm uns wieder dichte Nadelholzwaldung auf.

Der Charakter der Gegend bleibt auch im Verfolg des Wegs im Allgemeinen derselbe; an der Landstraße sind ausser den Stationen nur wenig Dörfer, deren man auch sonst nicht viele erblickt. Der erste Tag unserer Reise sollte jedoch nicht ganz ohne Abentheuer schließen, und ein Umsturz unseres Wagens unterbrach die Einförmigkeit der Reise, freylich auf nicht angenehme Weise. Schon manchmal hatte die schlechte, löcherige Straße den schweren Kasten so weit aus dem Gleichgewicht gebracht, daß wir umzufallen befürchteten; jetzt schien der Weg (es war bey der Stadt Zehdenick) etwas besser, der Postillon trieb die Pferde zu schärferm Trabe an, da geschah es, daß eine verrätherische Pfütze eine Aushöhlung des Weges barg, wir fühlten den Wagen sich neigen, die Gefahr nahen — zu spät! ein Augenblick und unter furchtbarem Gerassel lagen wir untereinander geworfen am Boden, obwohl ohne bedeutende Verletzung der Passagiere. Doch dauerte es eine Weile, bis wir uns auseinander loswickelten und zur kleinen Fensteröffnung oben hinauskrochen. Der bey solchen Gelegenheiten unvermeidliche Wirwarr ergötzte sehr und gab nicht wenig Stoff zum Lachen. Herzueilende Leute halfen uns, den Wagen wieder aufrichten. In der Nacht schwebten wir aber fortwährend in derselben Gefahr; ja auf der Station von Mittenwalde nach Prenzlau meinten die Postillone schon im voraus, auf den schlechten, ausgefahrnen und gänzlich vernachlässigten Wegen würde der Wagen ganz gewiß umfallen. Bey der beständigen ängst-

lichen Spannung, die oft bis zur festen Erwartung des Umsturzes gesteigert ward, so wie bey dem fürchterlichen Rütteln und Schlagen des Wagens war durchaus an kein Schlafen zu denken.

Mit dem lang und heiß ersehnten Tage nahten wir besser aussehenden Gegenden, obwohl der trübe Himmel bey dem nebligen, regnerischen Wetter keinen heitern Ausblick verstattete. Wir fuhren nun durch die Uckermark, und bemerkten weit fruchtbarern Boden, besonders mit Waizen bebaut, weniger Sand, doch immer noch nur Nadelholzwaldung. Der Weg führte durch hügelichtes Land, und wir erblickten hin und wieder steile, nackte Höhen, bis sich uns ein freierer Hinblick auf die Stadt Prenzlau und den See, an welchem dieselbe liegt, darbot. Die Stadt selbst, dreyßig Stunden ungefähr von Berlin, hat ein freundliches Aeußere; die Häuser sind überhaupt meist von Holz und Lehm erbaut, und geben durch frischen Anstrich dem Ganzen das Ansehen reinlicher Neuheit. Das Posthaus befindet sich in einem von dem Herzoge von Braunschweig-Oels erbauten und bewohnt gewesenen Palais; doch war das Frühstück schlecht, und die Bedienung nichts weniger als fürstlich. Wir sahen von der Stadt weiter nichts, sie soll aber auch, wie alle Märkischen Provinzialstädte, wenig Merkwürdiges enthalten; die Lage schien uns recht hübsch, in der Nähe des See's und in fruchtbarer Umgebung.

Die folgende Station brachte uns nach Vorpommern, und wir glaubten, eine merkwürdige Veränderung in der Beschaffenheit des Landes wahrzunehmen. Die Dörfer schienen uns häufiger, und mehr das Gepräge der Wohlhabenheit tragend, der Boden besser und mehr bebaut. Die Ansicht einer noch so fruchtbaren Flur ist hier jedoch bey weitem nicht so angenehm als in manchen Gegenden Süddeutschlands; hier wird das Gut nie durch Theilungen zerstückelt, sondern fällt stets an den ältesten Sohn, der seine Geschwister auf andere Weise abzufinden hat, und dieser Umstand bewirkt, daß man hier den dem Auge so wohlthuenden Wechsel im Anbau der Felder nicht bemerkt; zudem erblickt man nur selten einen Baum auf der ganzen Fläche, und düstere Fichtenwälder begränzen gewöhnlich die Landschaft.

Die Stadt Pasewalk ist von freundlichem Aussehen, wie die meisten, durch welche wir kamen, entbehrt aber gänzlich des städtischen Aeußern, das auch die meisten, selbst kleinern süddeutschen Städte charakterisirt. Sie scheint, trotz zahlreicher Garnison, ziemlich todt. Fast in allen Städten dieser Gegend fiel uns auf, daß die Scheunen alle neben einander vor den Thoren stehen; das Innere des Orts gewinnt dadurch vielleicht an städtischem Ansehen, doch droht so ein ausbrechendes Feuer auch wohl dem ganzen Reichthum des Landmanns Vernichtung. Die Leute schienen kräftig und hübsch, meist mit blauen Augen und blondem Haare.

Auf der Weiterreise bot sich wenig Interessantes dar. Nach Mitternacht gelangten wir nach Anklam, vierzehn Stunden von Pasewalk, am Fluß Peene, auf der Gränze von Preußisch- und dem ehemaligen Schwedisch-Pommern. In der Dunkelheit bemerkten wir Ueberreste alterthümlicher Befestigung um die Stadt, Thürme, Gräben, Mauern und düstere Thore, eine hohe Gothische Kirche, alte Häuser und engen Gassen. Der Fluß, der die Stadt durchströmt und sich mehrere Stunden von Anklam in das Haff ergießt, war mit Schiffen bedeckt.

Schwedisch-Pommern zeigt auf seinen hügeligen Flächen, wie uns schien, noch besseren Anbau, als die Gegenden, durch die wir gekommen waren; nur selten sieht man Sand und Haide, seltner auch das traurige Nadelholz. Auch hier sind die Dörfer nicht so häufig, als in unserer süddeutschen Heimath; die Häuser sind klein, alle einstöckig und mit Stroh gedeckt.

Endlich gelangten wir nach Greifswald, dem einstweiligen Ziel unserer Reise, nachdem wir drittehalb Tage und zwey Nächte in dem fürchterlichen Wagenkasten und auf dem schlechten Wege beynahe gerädert worden. Schnell eilten wir nun einem uns früher schon empfohlenen Gasthofe zu, in der Nähe des Canals, welcher nach der eine halbe Meile entfernten See führt, und von vielen, obgleich nicht sehr großen Schiffen bedeckt ist; gegenüber befindet sich eine Saline, wo uns der Umstand auffiel, daß das Wasser nicht durch Druckwerke und Pumpen, sondern durch kleine Wind-

flügel auf den Dächern in die Höhe gebracht wird. Das Mittagessen machte uns mit den Leckerbissen Pommerscher Seegegenden bekannt, köstliche Gänsebrust und vortrefflicher Lachs und andere Fische.

Trotz des fortwährend trüben, regnerischen Wetters sahen wir uns etwas in der Stadt um. Sie gewinnt durch breite, meist grade Straßen und weiß angestrichene, mitunter recht hübsche Gebäude ein freundliches Ansehen; man sieht mitunter alterthümliche Häuser mit hohen, spitzen Giebeln, zumal am Markte. Mehrere freye Plätze, bey dem Rathhause, dem Universitätsgebäude und der Hauptkirche, verschönern die Stadt sehr. Die Nikolai- und Marienkirche werden mit ihren hohen Thürmen weither erblickt; uns, die wir die Gothischen Dome von Quadersteinen aufgeführt zu erblicken gewohnt waren, fiel unangenehm auf, daß sie, wie alle Kirchen hier zu Lande, durchaus von Backsteinen gebaut sind.

Greifswald hat 7—8000 Einwohner, ein Oberappellationsgericht, und eine, 1459 gestiftete Universität mit sehr bedeutenden Einkünften und einem schönen, großen Collegiengebäude. Die Zahl der Studirenden ist nur gering, wir sahen, da unsere Reise gerade in die Ferienzeit fiel, nur wenige. —

Wir brachen eben nicht sehr frühe auf. Das bisher schlechte Wetter schien sich ändern zu wollen, der umwölkte Himmel begann sich aufzuheitern, und Alles versprach einen freundlichen Tag. Nach einer Pommerschen Meile (gute zwey Stunden) verließen wir die Straße nach Stralsund, und schlugen einen Fußweg durch dichte Nadelholzwaldung ein. Das Holz ward bald lichter, und auf einer kleinen Sandhöhe bot sich uns zum erstenmal der Anblick der offenen See; überrascht und entzückt sahen wir die dunkle Fläche, Segel erglänzten am Horizont, und mehrere Boote durchschnitten, näher dem Ufer, die Fluth.

Darauf wanderten wir rasch vorwärts, und gelangten nach zwey Stunden an das Gestade, unweit der Fähre, die uns nach der ersehnten Insel übersetzen sollte. Trotz einiger Müdigkeit eilten wir schnell dem Strande zu, als wir die See so nahe erblickten. Es ist ein eignes Gefühl,

das sich dem aufdrängt, der zum erstenmal den Rand der Wasser betritt, die, ein Theil des Weltmeers, das die Erde umgürtet, so ferne Gestade bespülen, auf ihrem Rükken die Schätze der Länder Andern zuführen, ferne Nationen verbinden, und zornig dann wieder den kühnen Schiffer in ihrem Schooße begraben.

Wir setzten uns am Strande auf das in Menge umherliegende Seegras nieder, freuten uns der vielen mannigfaltigen kleinen Muscheln, und blickten freudetrunken nach den nahen Küsten der Insel Rügen, auf der wir nun bald wandern sollten. Die Pommersche Küste ist sandig, in der Ferne Fichtenwälder; eine Weidenallee hatte uns hierher geleitet; vor uns lag das kleine Dorf Stahlbrode, wo wir die Fähre besteigen sollten. Die See erglänzte in heiterm Sonnenschein, obschon der immer noch stark wehende Wind ziemlich hohe Wellen schlug, die sich mit immerwährendem Geräusch an dem Strande brachen. —

Das Meer ist hier sehr seicht, und selbst kleinere Boote können nicht dicht am Lande beylegen; ein langer Damm von großen glatten Felsblöcken brachte uns noch nicht weit genug in die See, um zum Boote zu gelangen, und einer der Fährleute, mit seinen, die ganzen Beine bedeckenden Stiefeln im Wasser wadend, mußte uns huckepack nach dem Fahrzeug hintragen. Ein seltsamer Ritt, der uns viel übereinander lachen machte. Das Segel ward aufgezogen, und obschon der Wind nicht ganz günstig wehte, wußten ihn die Fährleute doch so zu benutzen, daß das Schiff schnell die Wellen durchschnitt. Die See ging ziemlich hoch, und das Boot schwankte sehr; doch ist die Meerenge hier nur eine halbe Meile breit und unsere Fahrt war bald zu Ende, und wir betraten das feste Land von Rügen, wohin wieder ein kleiner Ritt gemacht werden mußte.

So waren wir denn endlich auf der ersehnten Insel, dem Ziele unserer Reise. Der erste Anblick derselben ist nichts weniger als reizend und viel versprechend; die hohen, nackten Sand- und Lehmufer, die sich ringshin ziehen, so weit man die Küste übersieht, lassen nicht ahnden, welches Schöne das Innere birgt. Die Glewitzer Fähre, ein freundliches Haus, dem wir jetzt zugingen, auf einer

schmalen, sandigen Landspitze gelegen, nahm uns gastlich auf. Wir genossen aus den Fenstern eine weite Aussicht über die See nach der Pommerschen Küste.

Auf unserm weitern Wege nach dem Flecken Garz sollten wir dicht an einem weit in das Land erstreckenden Meerbusen hingehen; wir verließen ihn aber zu frühe, und gingen uns weit irre, so daß wir zu spät nach Garz gelangten, um heute noch nach Putbus gehen zu können. Angenehme Feldwege führten uns durch fruchtbare Gefilde, und das Land gewann bald ein besseres Ansehen. Die großen Höfe und Bauerngüter haben ein höchst freundliches Aeußere, einstöckige Häuser mit Stroh gedeckt, aber nett und zierlich, oft mit rothen Backsteinen gebaut, deren Zwischenräume weiß gekittet sind. Dörfer sind seltner. Der große Flecken Garz, in dem wir nach langem Irrweg ziemlich müde endlich anlangten, ist fast eben so gebaut, und recht hübsch. Die Leute fanden wir alle höflich und freundlich; blond von Haar, mit blauen Angen, die Farbe der Gesundheit und Kräftigkeit in ihrem Aeußern, im Allgemeinen die Männer hübscher als die Weiber; letztere nicht weniger als vortheilhaft gekleidet.

Garz hat nichts Sehenswerthes, außer einem alten Walle von nicht unbedeutender Höhe, einem Denkmale des Alterthums, mit rauhem Dorngestrüppe ringsher bewachsen, von wo man eine weite Aussicht genießt. Hier soll ehmals die alte Burg Charenz gestanden haben, wo die heidnischen Ureinwohner Rügens ihre Götzen verehrten. Am Fuße desselben liegt ein kleiner Landsee, und außer einer Uebersicht über fruchtbare Gefilde und freundliche Dörfer und Höfe erblickt man in der Ferne die Thürme von Stralsund, und einen Theil der Küste von Pommern, indem die Insel Rügen gegen den Strand zu meist flach ist, und man von jeder kleinen Höhe in ihrem Innern eine weite Aussicht besonders auch nach dem Festlande hat. Wir sahen die Sonne untergehen; sie tauchte zwar nicht in die offene See, doch war der Anblick so schön, der Goldglanz der Scheidenden beleuchtete eine so reizende Landschaft, daß wir lange so etwas nicht mehr gesehen zu haben bekannten. Der erste Tag auf Rügen schloß damit,

daß wir in fürchterlich hohe Betten stiegen, und darin beynahe vergraben wurden, doch schliefen wir nach des Tages Mühen, eingewiegt durch den Gedanken, auf Rügen jetzt zu weilen, und das, was wir noch sehen sollten, vortrefflich.

Wir brachen am folgenden Tag, um sechs Uhr ohngefähr, von Garz auf, und setzten munter und rüstig unsere Wanderung nach Putbus fort. Der Weg führte Anfangs durch Haide und unbebaute oder mit Gestrüppe bewachsene Hügel, bald kam jedoch wieder besserer Anbau. Das Kirchdorf Kasnewitz, durch welches wir kamen, bestätigte unsere gestrigen Bemerkungen über die Bauart der Häuser und die Individualität der Bewohner. Einige kleine Züge veranlaßten zu einem höchst vortheilhaften Urtheile über die Höflichkeit und Freundlichkeit hiesiger Landleute. Nach zwey Stunden umfing uns dichtes Gehölz, und bald schöne hohe Waldung, zum Park des Fürsten von Putbus gehörig. Schade, daß die Bäume nur wenig erst mit neuem Laube bekleidet waren; nur die Tannen leuchteten mit ihrem traurigen Grün hindurch. Eine weiße Hirschkuh stellte sich uns keck in den Weg, wir eilten auf sie zu, aber überrascht blieben unsere Blicke auf einem andern Anblick haften, der sich uns jetzt darbot. Eine Oeffnung des Waldes vergönnte eine weite Aussicht nach der See, die etwa eine Viertelstunde von uns den Saum des Waldes besplilt. Eine Bucht erstreckte sich in das Land, und das Gehölz ließ hier Raum zu einem kleinen Fischerdorfe, und wohlbebautem Ackerbau. Wir lagerten uns auf dem Rasen, und äußerten jubelnd unser Entzücken über diesen überraschenden, uns so neuen Anblick. Links erstreckte sich der Wald in die von den Strahlen der Sonne schimmernde See, darüber ragte ein Theil der kleinen Insel Vilm hervor; im Vordergrunde senkte sich das offene Feld bis zum Strande sanft hinab, friedlich lagen die Hütten des Dörfleins am Ufer zerstreut, Landleute pflügten auf den Aeckern, eine Windmühle drehte lustig ihre mächtigen Flügel; in der Bucht lagen mehrere kleine Schiffe vor Anker, und dahinter breitete sich, im heitersten Licht erglänzend, bald heller schillernd, bald in reinem Him-

melblau strahlend, die Salzfluth aus, am Horizont von der Pommerschen Küste, auf der die Thürme von Greifswald deutlich hervortraten, wie von einem blauen Bande begränzt, und durch mehrere hellleuchtende Segel belebt. Lange freuten wir uns der herrlichen Aussicht. Wir sahen nachher wohl noch schönere Seeansichten, aber so überraschend, so neu war uns keine Andere.

Putbus ist sehr neu. Noch vor zwanzig Jahren stand hier am Abhang eines waldigen Hügels blos das Schloß des Grafen von Putbus, ein alterthümliches Gebäude; erst unter der Herrschaft des jetzigen Fürsten von Putbus, Preuß. General-Gouverneurs von Schwedisch-Pommern, erhob sich hier eine kleine, äusserst niedliche Stadt und ein kleiner Badeort. Gewiß war es eine glückliche Idee, hier eine Badeanstalt zu errichten; sie scheint mit geschmackvoller, zum Genuß einladender Zierlichkeit und Eleganz ausgeführt; Natur und Kunst vereinigten sich zur Ausstattung des Ganzen, und so ward Putbus zu einem gewiß höchst reizenden Aufenthalte geschaffen. Wir besahen zuerst das Schloß und den Park. Dieser ist einfach, hat schöne Alleen und kräftigen Baumwuchs, ein schönes, und wie es scheint, sehr geschmackvoll eingerichtetes Treibhaus, und mehrere in schönem, edlem Styl errichtete Gebäude. Daran schließt sich ein Thiergarten, in dem große Rudel weißer und anderer Hirsche lustig umhersprangen; das Schloß ist im Geschmack verflossener Jahrhunderte, hoch und winklicht, mit mehreren Thürmen und Flügeln erbaut; jetzt ward an der Vorderseite, die sich etwas besser präsentirt, an einer Colonnade gearbeitet, und deswegen war auch das Innere, das sehr schön meublirt und mit Gemälden verziert seyn soll, nicht zu sehen.

Wir traten vor die Gartenpforte, die nach dem Badehause hinführt, und die lieblichste Aussicht entfaltete sich vor unsern Blicken. Die See rechts erglänzte im Wiederschein des klaren Himmels; im Meerbusen die kleine, waldbewachsene Insel Vilm, im fernsten Hintergrunde die Küsten bey Wolgast und Peenemünde in Pommern, vor uns das schöne, große Badehaus in einer Entfernung von ½ Stunde, das Kirchdorf Vilmnitz, und andere Ort-

schaften und Höfe, reichbebaute Fluren, abwechselnd mit kleinem Gehölze, fernhin der Rügischen Halbinsel Mönchgut waldige Höhen — Alles dieses macht das Landschaftsgemälde, das man hier staunenden Blicks betrachtet, zu einem der schönsten und anziehendsten, das wir je gesehen. Zu dem Badehause selbst führt eine Allee von mancherlei Baumarten; es liegt am Strande, wohin die Höhe von Putbus sich sanft abflächt, vorn bilden Säulen einen langen bedeckten Gang, mehrere Seitenflügel machen es sehr geräumig, und zu seinem Zweck scheint es geschmackvoll und bequem eingerichtet. Wir verweilten hier ziemlich lange, besonders um von einem alten Hünengrabe (worüber weiter unten mehr zu sagen Gelegenheit seyn wird) ein höchst reizendes Seegemälde zu bewundern. Wir waren zu nahe dem Strande, um die Pommersche Küste zu erblicken; links lag die Insel Vilm, vor uns breitete sich die Ostsee aus, auf welcher am fernen Horizont helleuchtende Segel sich zeigten, und rechts erhoben sich die neuen Gebäude einer Papiermühle, eine Viehheerde weidete am Abhang eines kleinen Hügels, unzählige Lerchen sangen ihr schmetterndes Lied, die Sonne schien so klar und warm — wir fühlten uns außerordentlich wohl hier.

Die kleine Stadt Putbus zeigt grade Straßen, einen geräumigen Marktplatz, eine Reihe von Prachtgebäuden, die gewiß keine Residenz verschmähen würde, weiß angestrichen, und mit glänzenden Hohlziegeln gedeckt, alle in elegantem und schönem Styl aufgeführt, besonders da der Fürst gewöhnlich die Façade der Häuser zu bauen übernimmt, um Einheit und ein gleich elegantes Aeußere hervorzubringen. Das niedliche Schauspielhaus ist ein in seinen schönen architectonischen Formen sehr gefälliges Gebäude; vorn erheben sich vier Säulen und darüber ein, wie uns schien, sehr gut ausgeführtes Basrelief. Eben so soll für die Unterhaltung der Badegäste vorzüglich gesorgt seyn; der fürstliche Park ist denselben nicht nur geöffnet, sondern dem öffentlichen Vergnügen sogar gewidmet, und enthält einen Speisesalon, einen schönen Pavillon mit Buden von Modehändlern ꝛc.

So wohl es uns in Putbus gefiel, so zog es uns doch

weiter. Wir entschlossen uns, ehe wir uns nach Stubbenkammer wendeten, zuvor noch die wenig entfernte Halbinsel Mönchgut zu besuchen. Der Weg von Putbus dahin führt über das Kirchdorf Lanken und Sellin zu einem tiefen, von Osten nach Westen die Erdenge durchschneidenden Graben, der Scheide zwischen Rügen und Mönchgut. Der erste Eintritt in das Ländchen, das seinen Namen erhielt, seit es 1295 dem Kloster Eldena bey Greifswald verkauft wurde, ist durchaus nicht geeignet, eine erfreuliche Idee von demselben zu geben; elende sandige Kornfelder, die zu dem kleinen Dorfe Babe gehören, eine große nur mit Heidekraut bewachsene Ebene, geben der Gegend ein ödes, ärmliches Ansehen. Bald nahet man aber dem Hochlande, und gelangt auf einem außerordentlich steilen, besonders dem Herabfahrenden gefährlichen Wege, durch eine kleine Holzung, zu einem ziemlich hohen Berge, von welchem aus man einer wunderlieblichen Aussicht genießt, über das ganze Land, mit seinen Meerbusen und Vorgebürgen, mit Saat und Wald, rings von der See umarmt. — Der erste Ort auf der Weiterreise heißt Philippshagen und Middelhagen; wir wandten uns nach dem zweyten Kirchdorfe der Halbinsel, Groß-Zicker, am Fuße einer Reihe sandiger, nackter Hügel. Hier bildet die See eine tiefe Bucht, in welcher oft Schiffe ihr sicheres Winterlager nehmen, und wo, wie man uns sagte, der vormalige König von Schweden, Gustav IV Adolph 1806 einen Hafen und ein Städtchen anzulegen entschlossen war, als die Invasion der Franzosen die Ausführung des Plans hinderte. Auch jetzt lagen mehrere Fahrzeuge in dem Meerbusen vor Anker, und es überraschte uns nicht wenig, bey'm Eintritt in die Schenke des Dorfes zu einem lustigen Gelage Schwedischer Matrosen zu gelangen. Wir machten bald Bekanntschaft mit dem Schiffsherrn, der an einem besondern Tische sein Glas leerte, und uns in geläufigem Deutsch recht angenehm unterhielt. Obwohl der Krug unter seinen Leuten nicht selten die Runde machte, hielten sich dieselben, kräftige, hübsche Leute, doch in den Schranken anständiger Munterkeit. Sie sangen unter Scherz und Lachen manch fröhliches Lied; eines gefiel uns durch seine einfach anspre-

chende Weise. Unser neuer Bekannter erbot sich zuvorkommend, es uns aufzuschreiben und zu dollmetschen; hier ist es:

«Bandas ika, besta Mama,	„Zürne ja nicht, beste Mutter,
Jeg skal siga Sandhed dig;	Will die Wahrheit Dir gestehn,
Skiön var Gossan, og hans Blicka	Ach der Mann ist schön, deß Blicke
Bad sa ömtom Kiærligen.	Mich um Gegenliebe flehn.
«Daglig er han komma til mig,	„Täglich ist er zu mir kommen,
Suckat hævata hans Bryst;	Seufzer hoben seine Brust;
Syns dig, Moder, at jeg burda	Glaubst Du, liebe Mutter, darf ich
Synka Trysta i hans Bryst?"	Senken Trost in seine Brust?"
Vid, min Datter, at dit Hierta	Wisse, Tochter, daß Du wahrest
Er for dig din besta Skat;	Dir den besten Schatz im Herz;
Kiærligheden er blot Smerta,	Wenn ein Bösewicht sie raubet,
Nar en Usling faer den fat!	Bringt die Liebe nichts als Schmerz!
Vandra varsomt, besta Flicka!	Brauche Vorsicht, bestes Mädchen!
Vid, at under Rosens-blad	Wisse, unterm Rosenblatt
Seder Tornar, som dig sticka,	Sitzen Dornen, welche stechen,
Nar du ingen Vished har.	Wenn man nicht Gewißheit hat.

Leider war unseres Bleibens nicht lange unter dem fröhlichen Häuflein, dessen fremdartiges Treiben den Beschauer höchst interessirte; die Zeit drängte nur zu bald zum Aufbruch.

Das Merkwürdigste auf Mönchgut sind nicht Naturschönheiten, wie schon oben angedeutet, sondern die Bewohner selbst durch Sprache, Kleidung und Gebräuche. Die Mönchguter erschienen uns beynahe durchweg groß, stark und kräftig gebaut, namentlich die Jugend die Farbe der Gesundheit auf dem Antlitz tragend. Die Frauen schienen von mehr gedrungenem als schlankem Wuchs, und im Ganzen das männliche Geschlecht hübscher als das weibliche; die Gesichtszüge drücken Gutmüthigkeit und Festigkeit, aber auch etwas Phlegma aus. Die plattdeutsche Sprache erscheint hier in einer beynahe unverständlichen Gestalt, durch breite, fremdartige Betonung, Zwischenschieben von Vokalen und einer Menge eigenthümlicher, zum Theil wohl Schwedischer Wörter.

Von den besondern Sitten und Gebräuchen dieses Völkchens ward uns mancherley erzählt. Kein Mönchguter kann seinen Namen schreiben; man bedient sich gewisser Zeichen, Hauszeichen genannt, bey Unterschriften, und nie soll dieses gemißbraucht oder verletzt worden seyn. —

Erbt ein Mädchen oder eine Wittwe eine Wirthschaft, so darf sie sich selbst einen Bräutigam wählen; dieß heißt: Jagen, und man sagt von ihr: se stellt na em uth. Gewöhnlich ist schon vorher alles eingeleitet; erhält sie aber auch einen Korb, so hat dieß weiter nichts zu bedeuten, als daß sie nun auf's Neue jagt, bis sie einen findet, der dann bald möglichst zu ihr einzieht.

Die Mönchguter heirathen nicht leicht eine Fremde; von Ehescheidungen oder Streitigkeiten unter Eheleuten soll man nie oder selten etwas hören. Wir hatten das Vergnügen, einen Gebrauch ganz eigner Art zu schauen, der diesem Völkchen nur allein anzugehören scheint, und an die Kriegestänze wilder Nordamerikanischer Stämme erinnerte. Es war die Kunde im Dorfe erschollen, ein Seehund sey in die ausgestellten Netze gekrochen, und alsbald lief alles mit Schießgewehr und andern Waffen nach dem Strande. Auch wir eilten dahin, unkundig und verwundert über die seltsamen Anstalten. Ehe sie zum Angriffe abruderten, faßten Alle einander die Hände, tanzten im Kreise herum, und sangen dabey nach einer einfachen Weise stets wiederholend:

Hohl mi den Salhund (Seehund) ut 'n Stranne to Lanne!
He her mi all de Fisch upfreten,
Het mi 't ganze Nett terreten; (zerrissen)
Hohl mi den Salhund ut 'n Stranne to Lanne!

Hierauf bestiegen sie jubelnd die Boote und eilten, den Feind aufzusuchen und anzugreifen; gern hätten auch wir beygewohnt, wäre es möglich gewesen.

Nun noch einige Worte über der Mönchguter eigenthümliche Kleidung. Die weniger auffallende der Männer besteht aus einer einfachen kurzen Jacke von selbstgemachtem Zeuge, sehr weiten leinenen Beinkleidern, vorn mit zwey großen braunen Knöpfen befestigt, und einem Hut mit großer Krämpe. Bey den Kleidern der Frauen herrscht die schwarze Farbe vor; alle, groß und klein, tragen eine hohe, oben sich zuspitzende, dick mit Wolle ausgestopfte schwarze Mütze, und ein daran befestigtes breites schwarzes Band machte die Verheiratheten kenntlich. Das schwarze Wams von selbstverfertigtem Zeuge ist vorn so weit offen, daß man das darunter befindliche Mieder von rother oder

anderer bunter Farbe, mit blauem oder grünem Bande besetzt, hervorscheinen sieht. Dabey eine Menge faltenreicher, vom Leibe abstehender Röcke, rothe oder blaue Strümpfe, dicke Schuhe mit hohen Absätzen und mit ledernen Riemen zugebunden, und so ist die unförmliche, entstellende Tracht der Mönchguterinnen vollendet. Die Sitte gestattet durchaus nichts an dieser Kleidung zu ändern, wenn auch bey festlichen Gelegenheiten manche kleine Verzierungen angebracht werden mögen. Trotz des entstellenden gibt die Tracht den Frauen doch ein gewisses Ansehen von Tüchtigkeit und Anständigkeit, und ein Mädchen mit ihrer weißen Schürze über den Wulst von Röcken, mit der Farbe blühender Gesundheit auf den Wangen, und freundlichem, züchtigem Blick, gewährt keinen üblen Anblick.

Derselbe Weg brachte uns wieder nach Putbus zurück, und wir rüsteten uns alsbald zur Weiterreise nach der Halbinsel Jasmund und der Stubbenkammer, dem Ziel unsrer Wanderung.

Die Sonne brannte in heißer Mittagsgluth, und obwohl ein kühlender Seewind über das Land hinwehte, so zogen wir doch vor, in dem Dorfe Conwitz einen Wagen zu nehmen, und fanden auch hier unsere Bemerkung über die Höflichkeit und Freundlichkeit der Leute bestätigt. Starke, muthige Pferde, von einem jungen hübschen Rügianer gelenkt, zogen den leichten Wagen rasch dahin; das einfache, schöne Pferdegeschirr fiel uns auf, so wie die zarte, schonende Behandlung der Rosse.

Der Weg führte durch schöne, wohlbebaute Fluren, über mehrere Dörfe und Höfe an den Strand des großen Binnenwassers, das sich tief in das Innere der Insel erstreckt, und die zusammenhängenden Halbinseln Jasmund und Wittow von dem eigentlichen Rügen scheidet. Wir genossen auf dem Wege manche liebliche Aussicht; höchst reizend ist der Rückblick nach dem aus dunklem Gehölz hervorschimmernden Putbus und seinen schönen Umgebungen; oft zeigt sich die hochgelegene kleine Hauptstadt der ganzen Insel, Bergen, mit ihrem weißen Kirchthurm, und eine Fernsicht nach der dunkeln See, wo am fernen Horizont manch Segel erglänzt.

Wenn man ein bedeutend hohes Waldgebirg, die Prora, das den ganzen Meerbusen umgürtet, und wo ein steiler Weg hinabführt, passirt hat, so gelangt man zu der sandigen, wenig bewohnten und bebauten Landenge, der sogenannten schmalen Haide, die Rügen und Jasmund verbindet. Das Binnenwasser zwischen beyden zur Linken, die weite Ostsee zur Rechten, keine fünf Minuten von einander entfernt, fährt man über ein Geschiebe von glatten Ufer- und Feuersteinen, oder Haide und tiefen Sand, bis man, auf Jasmund angekommen, bald wieder kornreiche Felder, aufsteigende Hügel und waldbewachsene Berge, wohlbebaute Höfe und Dörfer erblickt.

Nach einer Meile erreicht man Sagard, einen großen Flecken, den wohlhabenden, freundlichen Hauptort auf Jasmund. In dem Wirthe, bey dem wir abstiegen, fanden wir einen höchst gefälligen Mann, der zwar in seiner Liebhaberey an Mineralien und Curiositäten manche Lächerlichkeit zeigte, durch Vorzeigen seiner Sammlung uns aber nicht nur angenehm unterhielt, sondern auch mit manchem Interessanten bekannt machte. Wir sahen bey ihm schöne Versteinerungen, und manches andere bedeutende Erzeugniß des Mineralreichs auf Rügen, so wie viele in Hünengräbern aufgefundene Alterthümer, steinerne Opfermesser, Streitäxte von Granit, Urnen und dergl.

Vor Sonnenuntergang machten wir einen kleinen Spaziergang nach einem nahen, ziemlich hohen, alten bemoosten Grabhügel, und bewunderten von da eine köstliche Aussicht. Vor uns das von waldigen Ufern umschlossene Binnenwasser, von Böten und Schiffen belebt, näher eine reich bebaute Feldflur, wo fern der weiße Kirchthurm des Dorfes Bobbin hervorblickte, am Rande des Horizonts, die an Rügens Westküste hinziehende Insel Hiddensee, links die Stadt Bergen auf übereinander sich erhebenden Hügeln, und weiter die Höhen von Putbus — und dann ein schöner Sonnenuntergang, wo alles in magischem Lichte verklärt erschien, dünne Nebelschleyer sich um die entferntere Punkte hüllten, und die See in zartem Himmelblau erglänzte. Ein herrlicher Anblick, uns erfreulicher noch, weil er uns auf Stubbekammer einen ähnlichen

Nieder- und Aufgang der Sonne zu versprechen schien, welche Erwartung uns jedoch trog.

Hier ein Wort über die Denkmale der Urbewohner Rügens, die sogenannten Hünengräber. Das Hauptsächlichste scheint mir Folgendes: Rügen war in den ältesten Zeiten von zwey, durch Sitten und Gebräuche verschiedenen Völkern bewohnt; die ältesten, Slavischen Stammes, begruben ihre Todten in Steinkisten, und thürmten gewaltige Granitblöcke als Deckstein darauf; unten werde ich solche näher beschreiben. Sie wurden wahrscheinlich von Wenden verdrängt, die ihre Todten verbrannten, deren Asche in Urnen sammelten, und diese unter hohlen Erdhügeln, rings mit Steinen umfaßt, beysetzten. Ein solcher war der, auf welchem wir standen, und allenthalben erblickt man diese Hünengräber auf Rügen. Eine bedeutende Sammlung Rügischer Alterthümer besitzt der Prediger in dem eine Stunde von Sagard entfernten Bobbin, doch zeigt der alte Mann sie nicht mehr; man hofft, der Fürst von Putbus, dem fast die ganze Gegend, unter Preuß. Hoheit, gehört, werde sie an sich kaufen. —

Wir nahmen am andern Morgen einen Knaben als Wegweiser, und machten uns wohlgemuth, unser Gepäck in Sagard zurücklassend, auf den Weg nach Stubbenkammer. Nahe bey dem Gute Quoltitz, eine Stunde von Sagard, nordwärts, umfing uns ein ödes, mit Dorngestrüppe bewachsenes, rings von Haidehügeln umschlossenes Thal, von einem erlenbesetzten Bache durchflossen. Hier trifft man überall auf Gräber der Slaven, die ganze Haide ist mit Felsblöcken bedeckt, und unter diesen prangt ein kolossales Heldendenkmal, ein ungeheurer Granitblock, etwa vierzig Fuß im Umfang, länglicht, vorn sieben, hinten vier Fuß hoch, als Deckel eines Grabmals. Man erstaunt über die Möglichkeit, solche Massen zu bewegen, und begreift nicht, wie dies namentlich einem Volke gelungen, das kein Eisen kannte, (ihre aufgefundenen Geräthe, Messer u. dgl waren von Stein) und aller mechanischen Hülfsmittel neuerer Zeit entbehrte.

Man zeigt nahe dabey einen großen Opferstein, einen sichtbar durch Kunst geglätteten, ungeheuern Granitblock, mit einer tiefen Rinne, wahrscheinlich das Blut des geschlachteten Menschen oder Thieres abzuleiten, und mehrern runden Aushöhlungen.

Ein Pfad führt von diesem, durch jene Staunenerregenden Reste längst entschwundener Zeit geheiligten, schauerlichen Orte, durch hohe Waldung einem lieblichen Anblick entgegen. Von einer freyen Höhe herab erblickt man entzückt die Kreidefelsen der Küste der, mit Jasmund durch eine lange, schmale Landenge verbundenen Halbinsel Wittow, und das weit in die offene See sich erstrek-

kende, schöne Vorgebirg Arkona, die nördlichste Spitze Deutschlands, so wie einen großen Theil des Binnenwassers und des eigentlichen Rügen, und in blauer Ferne die Höhen der Insel Hiddensee. Wir genossen diesen köstlichen Anblick von einem alten Hünengrabe, dessen moosbedecktes Haupt einen weichen Ruheplatz bot. —

Nach einer Stunde umfingen uns die hohen, schönen Buchenwälder der Stubnitz, und wir kamen erhitzt und ermüdet endlich in dem neuerbauten Wirthshause auf Stubbenkammer an. Sogleich eilten wir nach der höchsten Spitze des Ufers, dem Königstuhl, aber wie kann ich die Fülle der Schönheit dieses einzigen Anblicks, wie die Gefühle, die er in uns erregte, schildern? nur nennen will ich das Einzelne, was wir hier anstaunten:

Voll Wunders schweift in ungehemmtem Lauf
Der ausgedehnte Blick auf jenen Wasserhöhen;
Die Unermeßlichkeit scheint vor uns aufgethan;
Doch mitten in der Lust kommt uns ein Schaudern an,
Im Unermeßlichen uns selbst so klein zu sehen.

Wieland.

In mannichfachem Farbenspiel erglänzt die Wassermasse, ernst und schweigend vor den staunenden Blicken ausgebreitet, und ferne Schiffe, die von einer dunkeln Höhe, mit jeder Minute sich vergrößernd, herabzugleiten scheinen, und deren geschwellte Segel hell im Sonnenstrahle leuchten, bringen hohes, dichterisches Leben in die feyerliche Scene. Aber schaudernd blickt man dann die schwindelnde Höhe hinab, auf welcher man steht. Der weißschimmernde Kreidefels, dessen Scheitel hohe Buchen krönen, steigt, vier bis fünfhundert Fuß hoch, senkrecht empor, und läßt unten einen schmalen Rand, von Steinen bedeckt, den die Wellen der Ostsee bespülen. Hier erhält Shakespeare's Beschreibung des Vorgebirgs bey Dover im König Lear Wirklichkeit:

— — Wie grau'nvoll
Und schwindlich ist's, hinunter schau'n so tief!
Die Krähn und Dohlen, reg' in Mittelluft
Aufflatternd, sehn gleich Käfern. Halb hinab
Hängt wer und liest Meerfenchel; grausig Werk!
Mich dünkt, er scheint nicht größer als sein Haupt.
Die Fischer, die am Ufersande gehn,
Sind Mäuschen fast; der Hochmast, ankernd dort,
Schrumpft ein zu seinem Boot, sein Boot zur Barke,
Beynah zu klein dem Blick. Die dumpfe Fluth,
Die murmelnd auf zahllosen Kieseln tobt,
Bleibt ungehört so hoch. — —

Unten ist man am besten im Stande, die Erhabenheit dieses Naturbaues zu bewundern. Wir stiegen, trotz der

Müdigkeit und Mittagshitze, sogleich hinab, auf einem steilen Pfade, den eingegrabene Stufen etwas bequemer machen, begleitet von dem sanften Gemurmel eines kleinen Baches, der über Steine rieselnd, dem Ocean zuströmt. Schäumend wälzen sich die Wogen der See dem Lande zu, und brechen an dem sich entgegenstemmenden Gestein; ein dumpfes Rauschen der Wasser weckt dem Unkundigen ein Gefühl von Grauen, und das Einförmige dieses Anblicks läßt das Auge sich bald nach der romantischen Uferschlucht kehren. Gleich kolossalen Pfeilern steigen hier die beyden mächtigen Kreidefelsen, die große und kleine Stowe (Stube) genannt, empor; sie scheinen Reste größerer Massen, die durch Regen und thauenden Schnee ihre Gestalt noch jährlich ändern. Gern gesteht man, Aehnliches noch nie gesehen zu haben; und wie klein erscheint man sich auf diesem in Deutschland wohl einzigen Standpunkt. Ich fühle, wie wenig meine flüchtige Schilderung ein wahres Bild des erhabenen Anblicks zu entwerfen im Stande ist, doch möchte auch die gelungenste Darstellung den Eindruck des Ganzen nicht wiederzugeben vermögen. Man muß selbst von oben herab den imposanten Anblick genießen, wie einem, wenn man aus dichtem Walde tritt, aus tiefer Uferschlucht der ungeheure Abgrund angähnt, und sich in unermeßlicher Weite der Ostsee blaue Fluth erstreckt; oder von unten, wo die schaurige Stille nur das Rauschen des Wassers, oder das Geschrey einer auffflatternden Seemöve unterbricht, die weißen, grünbegränzten Kreidepfeiler hinanschaun, zwischen denen wildes Gebüsch hervorwächst.

Nach Tische brachten wir den größten Theil des Nachmittags unten am Gestade zu, zeichnend und beschauend, Steine, Versteinerungen, Muscheln suchend, oder in den Klüften umherkletternd, auch auf weichem Seegras am Strande der Ostsee, eingewiegt von dem einförmigen Brausen des Wassers ein Mittagsschläfchen haltend.

Nachher gingen wir einer zweyten Merkwürdigkeit Jasmunds zu, die ihre Berühmtheit einer Sage der Vorzeit verdankt, nämlich zur alten Herthaburg. Tief im Walde erhebt sich ein hoher, baumbedeckter Erdwall, der einen ovalen Burgring umschließt, offenbar ein Werk der Menschenhand, wo nach der Alten Sage, die Slaven ihre Göttin Hertha verehrten. Jährlich erschien die Göttin auf einem mit zwey weißen Kühen bespannten, von Priestern geleiteten Wagen, vor dem zahlreich versammelten frohen Volke; sie ward reich beschenkt, dann in dem nahen See gebadet, und die dabey dienenden Mädchen in demselben ersäuft. Dieser See dehnt sich dicht an dem Burgwalle aus; er heißt seines Aussehens wegen der schwarze See, ist rings von hohem Buchenwalde umgeben, und verleiht

dem Orte wirklich etwas Ehrfurcht und heiligen Schauer Erregendes. Vom westlichen Rande des Burgwalls wünschten wir die Sonne untergehen zu sehen, doch hatte sich der Himmel ganz mit Wolken überzogen, und unsere frohe Erwartung war getäuscht. Indessen genossen wir doch eine herrliche Aussicht. Man sieht zwischen den zunächst stehenden Bäumen durch, über die niedrigern hinweg, die See, das Vorgebirg Arkona und die Halbinsel Wittow. Diese Aussicht war uns ganz ungetrübt, und fesselte uns lange. Auf Wittow liegt das Kirchdorf Altkirchen, wo Kosegarten lange Prediger gewesen, dessen Gesänge diese schönen Gegenden verherrlichten, und ihnen vielleicht zuerst Berühmtheit verschafften.

Nahe dem See, ist im Waldesdunkel unter dem dichten Dache einer hohen Buche ein köstliches Plätzchen, wo man den düster schauerlichen, in tiefer Stille ruhenden See, mit seinen spiegelglatten Wassern, in dem die nahe Waldung klar sich abspiegelt, übersieht. Unterwegs zeigte uns der Führer noch mehrere Denkmale der Vorzeit, von denen manche Sage im Munde des Volkes lebt.

Der schlechte Sonnenuntergang ließ keinen schönern Aufgang erwarten; doch gaben wir nicht alle Hoffnung auf, die Sonne aus dem Meere auftauchen zu sehen, und diesen Anblick, worauf wir uns so sehr gefreut, von dem herrlichen Standpunkte auf dem Königstuhl zu genießen. Doch diese Hoffnung blieb unerfüllt, den so sehr gewünschten Anblick entbehrten wir fast ganz. Früh vor vier Uhr eilten wir nach dem Königstuhl, fanden den ganzen Himmel bewölkt, die See in Nebeln schwimmend, harrten lange ungeduldig und vor Kälte zitternd, bis wir endlich unbefriedigt, mit getäuschter Erwartung zurückkehrten. Nur ein glühender, goldner kleiner Streif zeigte sich am östlichen Himmel, und die See erglühte im Osten in zartem Violett, das sich rechts in dunkles Himmelblau, links in ein eignes Grün verlief.

Zum Rückweg nach Sagard wählten wir einen andern Weg durch die Buchenhaine der Stubnitz. Der Himmel war immer noch umwölkt und entzog uns den Anblick der Sonne; aber doch genossen wir, begünstigt von einer klaren, dünsteleeren Atmosphäre, besonders nach Westen hin, von einem Berge, Hoch-Selow, herab, eine herrliche Aussicht auf die Ostsee und über den größten Theil der Insel, der man aus vollem Herzen Klopstocks Worte zuruft:

Auch hier stand die Natur, da sie aus reicher Hand
Ueber Hügel und Thal lebende Schönheit goß,
Mit verweilendem Tritte,
Diese Thäler zu schmücken, still.

Ganz Jasmund lag zu unsern Füßen ausgebreitet, die

Kirchthürme von Sagard und Bobbin sandten ihr Glokkengeläute (es war grade Sonntag) zu uns herauf, vor uns das Binnenwasser, die Halbinsel Wittow, das Vorgebirg Arkona in die See sich erstreckend, und darüber die acht bis neun Meilen entfernte Dänische Insel Mönen, deren weiße Kreidefelsen (wie man es selten so schön sehen soll) deutlich und klar, scharf begränzt herüberschimmerten; über Widdow die blauen Hügel der Insel Hiddensee, Bergen mit seiner hohen Kirche; ferner am Rande des Horizonts die Thürme von Stralsund, und weiter links Greifswald und andere Punkte der Pommer'schen Küste. Wie ein silberner Gürtel verbindet das glänzend weiße Sandufer der schmalen Haide Jasmund und Wittow, scharf abstechend gegen die dunkle Salzfluth; in wohlthuender Mannichfaltigkeit wechseln bebaute Felder mit Waldung, Haide mit leuchtendem Kreidefels, Land und Inseln mit der offenen See und ihren Buchten. — Entzückt und bewundernd verließen wir das wunderliebliche Landschaftsgemälde, erquickten uns in Sagard mit Speise und Trank, nahmen Abschied von unserm freundlichen Wirthe, und zogen rüstig weiter die Straße nach Bergen, der Hauptstadt der Insel, die wir oft in der Ferne gesehen, und nun näher kennen lernen wollten.

Der Weg, Anfangs durch wohlbebaute Fluren führend, geleitete zu dem Dorfe Semper, und dann über Haidebedeckte Hügel, wo wir durch tiefen Sand waden mußten, nach zwey Stunden an den Strand des weit in das Land sich erstreckenden Binnenwassers zwischen Rügen und Jasmund. Ein Ritt wie bey Stahlbrode brachte uns in die Fähre, die uns nach der Rügen'schen Seite schiffen sollte, und bald befanden wir uns auf der klaren, durchsichtigen Fluth. Tausende von Seevögeln und wilden Enten umkreis'ten flatternd und schwimmend unser Boot, und eine köstliche Aussicht auf Jasmund, wo der weiße Kirchthurm von Bobbin bald hervorschimmert, und das Waldgebirg der Stubnitz sich erhebt, dann rechts eine waldbewachsene kleine Insel, und die aufsteigenden Hügel von Bergen sich zeigen, eröffnet sich dem erfreuten Auge. Der Anblick der Rügen'schen Küste von dieser Seite ist nichts weniger als reizend; man ersteigt einen sandigen, mit Haide und wenigem Gebüsch bedeckten Hügel, und wandelt dann einen einförmigen, durch schlecht angebaute Ebenen auf waldichte Hügel führenden, langweiligen Weg von 2½ Stunden nach Bergen.

Bergen, ein alter Ort, von jeher Hauptstadt der Insel, liegt so hoch, daß es fast überall erblickt werden kann. Es ist nicht groß, und von wenig städtischem Ansehen, doch mit freundlichen, meist einstöckigen Häusern, einem großen Marktplatz, auf dem eine neu eingefaßte Pferdeschwemme,

auch zum Waschen benutzt, sich sehr schlecht ausnimmt, und einer großen Kirche, die jedoch nichts Sehenswerthes darbietet. Nachdem wir uns in dem Gasthofe erholt, eilten wir daher sogleich zu dem, rücksichtlich der umfassenden Aussichten, berühmtesten Punkte Rügens, dem Rugard. Unweit der Stadt erheben sich hohe Erdwälle, einen weiten Raum umschließend, die einzigen Reste der Burg der alten Beherrscher Rügens, kahle Hügel, ohne Schutz gegen der Sonne Glühen, doch mit Rasenbänken versehen, und heute, am Sonntag, von den Bewohnern Bergens zahlreich besucht.

Hier genießt man einer Aussicht, die mir zwar noch herrlich und klar im Gedächtnisse lebt, die ich aber wohl vergebens zu malen versuche. Gegen Süden bilden grüne Getreidefelder einen lieblichen Vorgrund des reizenden Panoramas. Fernhin erhebt sich der mit Tannen bewachsene Schloßberg bey Putbus, aus dessen waldiger Umgebung anmuthig die weißen Gebäude vorschimmern. In schönem Wechsel erschaut man hier einen alterthümlichen Kirchthurm, dort Höfe und Dörfer, dort, aus der blauen See auftauchend, die Insel Vilm bey Putbus, Alles dieß von der Ostsee, wie mit einem glänzenden Bande umgeben, und darüber die Thürme von Greifswald, die Küste von Pommern bis zur Insel Usedom, nach Wolgast hin; weiter östlich die Rügische Halbinsel Mönchgut, dann schweift der Blick über unzählige Höfe und Dörfer bis zum Waldgebirge Prora, ein schmales Band, erglänzend im Strahl der Sonne, verbindet Rügen und Jasmund, und darüber hinaus erblickt man die dunkeln Gewässer der Ostsee, nahe und ferne durch die weißen schwellenden Segel der Kauffahrer belebt. Dann ein Gemisch von Inseln, waldigen Vorgebirgen und Krümmungen des Meeres zwischen Jasmund und Rügen; Jasmunds in blauen Duft gehüllte Wälder, Alles in einem magischen Helldunkel, durch den Abstich grünender Saaten, gepflügten Bodens und dunkler Waldung gebildet, aus welchem Sagard, und weiterhin das hochgelegene Bobbin mit seiner Kirche sich hebt, die in weißem Putze strahlend einen lieblichen Ruhepunkt dem Auge darbeut, und dies durch die mannichfaltigen Krümmungen des Wassers und Landes über Alles reizende Gemälde vollenden hilft. — Nordwestlich in weiter Ferne erhebt sich über die See das Vorgebirg Arkona und Wittow's östliche Küste, so wie ein Theil der Erdenge zwischen Jasmund und Wittow, die Insel Hiddensee, und die ganze westliche, zum Theil waldichte Küste von Rügen, die daran liegende Insel Ummanz; das gegenüber sich am Meere hindehnende Pommern und Stralsunds hohe Thürme schließen den Horizont. Dies ist das Panorama, was sich vor dem erstaunten und überraschten Blicke auf dem Rugard öffnet; das Auge weiß nicht, wo es haften, wo es das Einzelne zu genießen beginnen soll, und bey der unendlichen Abwech-

selung und Schönheit schwinden die Stunden schnell dahin, bis die Sonne zum Untergehen sich neigend, mit goldnem Licht alles überglüht, und die Nacht endlich ihren dunkeln Schleyer ringsher zu verbreiten beginnt. So ging es uns; wir kehrten spät zum Gasthofe zurück, und suchten ermüdet bald das Lager. —

Der Weg von Bergen nach Stralsund bietet wenig Interessantes; er führt durch sehr hübsche Dörfer, gesegnete, wohlangebaute Fluren, abwechselnd mit Hügeln und Wald, scheint aber nicht frey von Sande zu seyn. Nahe dem Kirchdorf Rambin, bey einem ehemaligen Kloster, das jetzt eine Stiftung für alte, lebensfatte Leute ist, die sich hier einkaufen, fiel uns ein kleiner Tannenwald auf, weil wir nirgend eine solche Menge Raben gesehen; es schien eine wahre Rabenkolonie, jeder Baum trug mehrere Nester, und mit betäubendem Geschrey umkreis'ten sie schaarenweise die Klosterkirche, gar lieblich den Gesang der frommen Brüder und Schwestern begleitend. — Das Dorf Altfähr, sechs Stunden von Bergen, liegt grade Stralsund gegenüber, das sich mit seinen hohen Kirchen gar herrlich ausnimmt; hier nahmen wir Abschied von der schönen Insel, die uns so hohen Genuß gewährte.

Ein vierrudriges Boot brachte uns bey ruhiger See nach Stralsund, über die ¾ Stunde breite Meerenge; einen Blick warfen wir noch auf die hier wenig versprechende Küste von Rügen, und kehrten ihn dann auf das eigne, jetzt sich vor uns aufthuende Leben im Hafen. Ein Mastenwald erhob sich vor unsern Blicken, doch sahen wir uns vergeblich nach einem größern Schiffe um. In Stralsund verweilten wir den Nachmittag, und wandten diesen an, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu schauen. Die drey alten gothischen Kirchen sind sehenswerth, besonders die Nikolaikirche am Markte und die zierlich schlanke Marienkirche. Auf dem höhern Thurm der erstern, (der andere brannte, vom Blitz getroffen, zur Hälfte ab) genießt man einer vortrefflichen Aussicht auf Rügen und die schon bekannten Orte dieser Insel. Die Kirchen sind mit Kupfer gedeckt, aber, was in unsern Augen wenigstens mißfiel, von lauter Backsteinen erbaut. Das alterthümliche gothische Rathhaus mit seinen spitzen Thürmchen und durchbrochenen Giebeln ziert den Marktplatz; es enthält manche historische Curiosität. Die Straßen der Stadt sind enge, in der Mitte von der Rinne durchflossen, die Häuser hoch, mit den Giebeln nach vorn. Die Umgebungen der Stadt sind recht hübsch, viel Wasser verschönert sie noch mehr. Wir fanden hier die Bäume blühend, während davon auf dem nahen Rügen noch gar keine Spur zu sehen war. Mehrere Lustorte bey der Stadt sind sehr hübsch und waren stark besucht. —

Wir hätten wohl gewünscht, eine kleine Seefahrt zu ma-

chen, und zu Schiff nach Swinemünde und von da nach Stettin zu gehen; allein man rieth uns ab, weil die Dauer einer solchen Küstenfahrt nicht bestimmt werden kann, und der jetzt wehende ungünstige Wind uns lange aufzuhalten drohte. Wir fuhren deßhalb nach Greifswald zurück, von da sodann über Anklam nach Ueckermünde. Zwischen Vor- und Hinterpommern fanden wir einen merklichen Abstand; in ersterm bey weitem mehr Sand, meilenlange Nadelholzwaldung, schlechtern Anbau und dürftigere Bevölkerung. Von Ueckermünde wanderten wir zu Fuße weiter, fast immer durch Fichtenwald, einen beständigen Sandweg; wir wurden ungeduldig über die beynahe 2½ Stunden großen Pommer'schen Meilen, zumal bey großer Sommerhitze, und waren hoch erfreut, einen leichten Wagen nach dem noch acht Stunden entfernten Stettin zu erhalten. Der Wald zieht sich noch fort bis 1½ Stunde vor dieser Stadt, und auf dem ganzen Wege liegen kaum zwey bis drey Dörfer. Der Anblick von Stettin von dieser Seite her läßt keine bessere Gegend ahnen, der Weg geht durch tiefen Sand, und die Stadt würde einem großen Dorfe gleichen, wenn die hohe Marienkirche mit ihrem stumpfen, noch nicht lange abgebrannten Thurme, sie nicht einigermaßen höhe. Hohe Wälle umgeben sie, und durch dunkle Thorgänge gelangt man in schöne, mit hübschen massiven Gebäuden gezierte Straßen. Auch hier im Hafen lagen keine bedeutenden Schiffe, doch erfreuten wir uns wirklich reizender Aussichten, und gestanden der Stadt gern eine recht hübsche Lage und freundliche Umgebungen zu. Ihre Straßen sind uneben, oft sogar steil, aber sehr lebhaft und fast durchgängig hübsch. Schade, daß wir uns nicht länger verweilen konnten, aber wir sehnten uns sehr nach Berlin zurück, und beschleunigten unsere Rückreise.

Ein Berliner Bekannter, der eben von einer Reise nach Kopenhagen zurückkehrte, gesellte sich zu uns, und wir fuhren nun von Stettin mit Gelegenheit die achtunddreyßig bis vierzig Stunden bis Berlin in zwey Tagen. — Auf diesem Wege bemerkten wir außer den Städten Angermünde, wo wir übernachteten, und Neustadt-Eberswalde, so wie dem sehr romantisch von Hügeln umschlossen, an einem kleinen See gelegenen, alten Kloster Chorin mit hoher gothischer Kirche, und einigen andern Gegenden und Aussichten nach der Oder, wenig Interessantes. Am Abend des zweyten Tages erreichten wir Berlin, herzlich froh, unser stilles Leben wieder beginnen zu können, in hohem Grade befriedigt von unserer kleinen Reise.

Auflösung der Charade im 15. Bändchen: Minnesänger.
Im 16.: Vergißmeinnicht.

An die Leserinnen der Damenbibliothek.

Mit diesem sechszehten Bändchen ist die erste Reihe der Damenbibliothek geschlossen. Bey der zweyten Reihe wird die Redaction einen neuen, zweckmäßigern Plan befolgen, und diesen seiner Zeit vorlegen.

Wir hatten bey dem Unternehmen auf den Beyfall gebildeter Frauen gerechnet, die frey von dem unsteten Sinne, der sich im Leben wie in der Litteratur so verwirrend äussert, ihren Geschmack nicht mit ihren Moden verwechseln, und unser Streben ist auch nicht verkannt worden. Auf ein großes Publikum darf der Journalist nicht rechnen, sobald er den Partheiungen des Tags fern bleibt, die sich bey uns immer wieder neugestalten, deren Zeit jedoch gewöhnlich sehr schnell vorübergeht.

Es erregt in der That ein widriges Gefühl, wenn man hier die prosaische Nüchternheit, dort das Sammeln erbettelter Stoffe als Poesie preisen hört, und ein jeder nur seine eignen Götter gelten lassen will.

Das Gute, welche die Damenbibliothek enthält,

wird wohl noch ferner erkannt werden, und um so mehr, je strenger, im Ganzen, sind die Mitarbeiter der ursprünglichen Tendenz, die hier zugleich auch eine sittliche seyn mußte, treu geblieben.

Die Redaction.

dies alles die bereits erschienene Erste Reihe beweiset. Folgende Preisbestimmungen müssen daher als äußerst billig erscheinen:

1. Für die Subscribenten, welche auf die Erste Reihe von 16 Bändchen unterzeichnen, 36 kr. oder 9 gr. für ein jedes.
2. Der Subscriptions-Termin wird hiermit bis zur demnächstigen Erscheinung des Ersten Bändchens der zweyten Reihe verlängert, worauf dann der immer noch sehr billige, erhöhte Ladenpreis von 48 kr. oder 12 gr. pr. Bändchen eintritt.

Die Namen derjenigen geehrten Subscribenten, welche nicht das Gegentheil verlangen, werden einem der ersten Bändchen der folgenden Reihe, nach der Ordnung, wie die Bestellungen eingehen, vorgedruckt.

Die oberflächlichste Einsicht der Leistungen der Damen-Bibliothek wird zur Ueberzeugung führen, daß bey dieser Unternehmung besonders für die Lectüre der schönen und eleganten Welt gesorgt ist, und so wie der eigenthümliche Plan keine der schon vorhandenen schönwissenschaftlichen Sammlungen nachahmt, eben so sehr zeichnet sich die Damen-Bibliothek durch ihr Kleid aus — eine, schon durch den Titel gebotene, Aufmerksamkeit.

Wenn man erwägt, was hier verhältnißmäßig mehr geleistet wird, sowohl in Hinsicht auf Bogenzahl, als elegante Ausstattung, und dabey den Umstand in Anschlag bringt, daß der Inhalt der Bibliothek zum Theil aus Originalien bestehen wird: so wird man bey allem dem den Preis äußerst billig, ja im Verhältniß eben so niedrig, als bey den sogenannten beyspiellos wohlfeilen Sammlungen finden.

Alle Buchhandlungen Deutschlands und der Nachbarstaaten nehmen Bestellungen an, um deren möglichst schnelle Einsendung wir bitten, um keine Verzögerung in der Zusendung der Fortsetzungen zu erfahren.

Sammler, welche sich direct an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf 6 Exemplare das 7te gratis.

Heidelberg, im Januar 1829.

Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von J. Engelmann.

Inhalt des sechzehnten Bändchens.

	Seite
Herr Ulf Trugelson Spragelerg und die Seinen. Nordische Sage. Mitgetheilt von A. Schoppe geb. Weise.	195
Charaden-Sonnet. Von K. Geib.	266
Die Deutsche Kunst. Von A. Schr.	267
Gedichte von G. Rapp.	269
Der Emigrant. Von Elisabeth v. Walde.	273
Der Baum des Glaubens.	288
Henriette Marie von Frankreich. Biographische Skizze. Nach Chateaubriand mitgetheilt von Albano.	289
Das Mädchen des Waldes. Von Alednog.	305
Skizze einer Reise nach der Insel Rügen, von Berlin aus. Im Frühjahr 1827.	358

1- 1059

UNIVERSITY OF CHICAGO
79 398 048